1,70 DM / Band 445
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

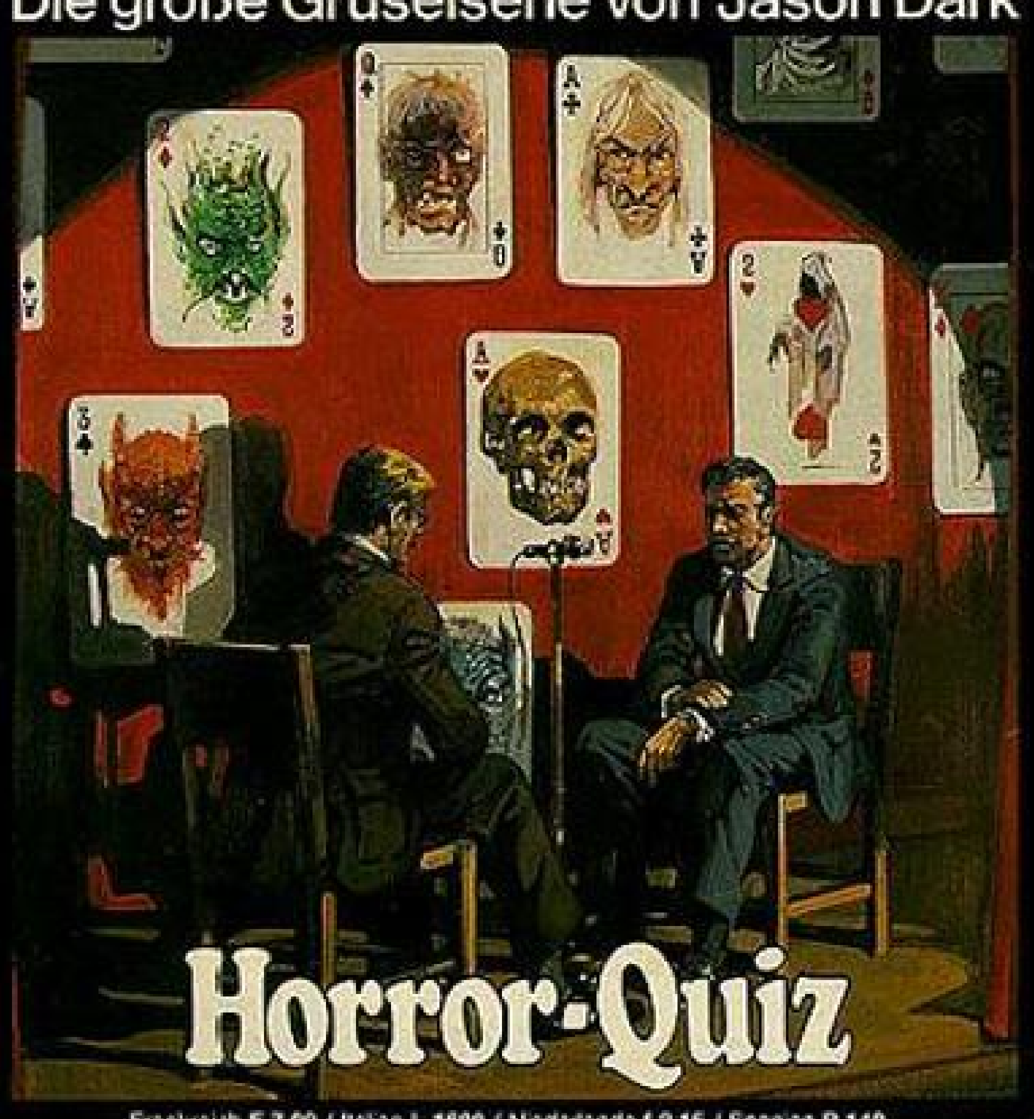
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Horror-Quiz

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Horror-Quiz

John Sinclair Nr. 445

von Jason Dark

erschienen am 13.01.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Horror-Quiz

Horror-Quiz heißt eine neue Fernsehsendung, in der *Vincent van Akkeren* als Quizmaster auftritt. Als Grusel-Star hat er sich bereits beim Film einen Namen gemacht. Er war Baphomets Vertreter auf dieser Erde und fühlte sich als Führer einer mörderischen Templer-Gruppe…

Drei Gründe für mich, mich als Kandidat für dieses Horror-Quiz zu melden…

»Mr. van Akkeren, ich möchte Ihnen gratulieren. Sie haben mit dem Kauf dieser Insel ein wirkliches Schnäppchen gemacht, wenn ich das mal so locker sagen darf.« Der Rechtsanwalt und Notar Jacques Delormes erhob sich feierlich von seinem Stuhl, um dem Käufer über den Schreibtisch hinweg die Hand zu reichen.

Der andere blieb sitzen.

Delormes, der gelächelt hatte, zeigte sich irritiert. Auf seinen Lippen zerbrach das Lächeln, die Hand zuckte zurück. Er blieb vor seinem Stuhl stehen, räusperte sich und wußte nicht, wie er die Verlegenheitspause überbrücken sollte. So etwas war ihm noch nie passiert. Die meisten Käufer hatten sich gefreut, nur nicht dieser vor ihm sitzende dunkelhaarige Mann.

Er musterte den Anwalt kalt. In seinen Augen war nicht zu lesen, was er dachte.

Delormes nahm wieder Platz. »Es gibt da noch einige Formalitäten zu erledigen.« Rasch wurde er wieder geschäftlich. »Ich brauche noch Ihre Unterschriften.«

»Die haben Sie!«

Delormes blickte auf und über den Rand der Brille hinweg. »Tut mir leid, Monsieur, diese eine Unterschrift reicht leider nicht. Sie wissen, das Leben besteht zu einem großen Teil aus dem Ausfüllen irgendwelcher Formulare. Es ist auch nichts Schlimmes.«

»Dann lassen wir es doch«, sagte van Akkeren mit einer sanften Stimme, die allerdings so klang, daß sie dem gewitzten Anwalt eine Gänsehaut über den Rücken trieb.

Delormes hatte schon bei der ersten Kontaktaufnahme bemerkt, welch einen schwierigen Kunden er vor sich hatte. Daß sich dieser Mann aber derart anstellen würde, damit hatte er nicht gerechnet.

»Es geht um versicherungstechnische Daten, die wir leider nicht übergehen können.«

Van Akkeren schüttelte unwillig den Kopf. »Sie machen mir zuviel Wirbel um diesen Kauf!«

»Der gehört nun mal dazu.« Delormes hob beide Hände. »Damit will ich nicht gesagt haben, daß es sich dabei um Wirbel handelt, aber es sind Dinge, die wir nicht übergehen können. Ich brauche die zwei Unterschriften.«

Nach den Worten war es ruhig. Nur als sich van Akkeren in dem Ledersessel zurücklehnte, gab das Material knarrende Laute von sich. »Wann brauchen Sie die Signaturen?«

»Jetzt.«

»Und Sie haben alles vorbereitet, Monsieur Delormes?«

»Selbstverständlich.« Vincent van Akkeren nickte. »Dann werde ich sie Ihnen geben.«

Der Anwalt atmete auf. Zum erstenmal seit einigen Minuten lächelte

er wieder und hörte auch die Frage, die sein Besucher ihm stellte. »Wissen Sie eigentlich, was ich mit dem Kauf der Insel bezweckt habe?«

»Nein, Monsieur.«

Van Akkerens Blick wurde schneidend. »Da bin ich mir nicht so sicher, Monsieur.«

»Wieso?«

»Sie gelten in der Branche als bekannt, zählen zu den Großen, den Haien. Sie besitzen ein Büro in Paris, eines in London und dieses hier in Calais. Sie haben also einen Namen, und Ihre Kunden haben ihn zumeist ebenfalls. Sonst könnten sie Ihre Honorare nicht bezahlen. Wer Inseln kauft, ist kein armer Mann.«

»Ich besitze auch preiswertere!« verteidigte sich der Anwalt.

»Das glaube ich Ihnen gern. Von diesen Inseln rede ich nicht. Die, die ich kaufte, liegt in der oberen Preisklasse, und wie ich Sie einschätze, Monsieur Delormes, sehen Sie sich Ihre Kunden genau an, bevor diese mit Ihnen verhandeln.«

»Das stimmt.«

»Dann haben Sie auch mich überprüft.«

Delormes nahm seine Brille ab, drehte den Stuhl ein wenig und legte das Sehgestell auf den Schreibtisch. »Ja, Monsieur, Sie haben recht. Ich sehe mir meine Kunden zuvor an. Schließlich muß ich wissen, ob sie den offerierten Preis auch zahlen können.«

Van Akkeren verengte die Augen ein wenig. »Was haben Sie denn über mich herausgefunden?«

»Nicht viel.«

»Das ist immerhin etwas!« konterte van Akkeren.

»Schon – aber hinter Ihrem Namen verbirgt sich ein Geheimnis. Ich habe tatsächlich nicht viel über Sie erfahren und auch lange nachgedacht, ob ich das Geschäft mit Ihnen machen werde. Die Summe von 500 000 Dollar ist kein Pappenstiel.«

»Hinzu kommt noch Ihre Provision.«

»Das sind zehn Prozent.«

»Wobei Sie an den Fünfhunderttausend auch noch verdient haben«, erklärte van Akkeren kalt und erntete auch keinen Widerspruch. Nur das Lächeln wurde breiter.

Jacques Delormes wollte wieder zum Geschäft kommen. »Wie gesagt, Monsieur, da stehen noch die beiden Unterschriften aus. Wenn Sie so freundlich wären, jetzt zu unterschreiben…«

»Ja, geben Sie die Papiere her.« Van Akkeren beugte sich vor und holte einen Füllfederhalter aus seiner dunklen Jacke. Er schraubte die Kappe ab und las die Papiere nicht einmal durch. Mit sicheren Bewegungen setzte er seine Unterschrift in die entsprechenden Felder.

»War’s das?«

Delormes nickte. »Das war es.«

Van Akkeren ließ den Füllfederhalter verschwinden. »Sonst gibt es keine Probleme mehr?« erkundigte er sich lächelnd.

Und dieses Lächeln gefiel dem Anwalt überhaupt nicht. Er hatte plötzlich das unbestimmte Gefühl, hereingelegt worden zu sein, und das haßte er wie die Pest. Irgend etwas stimmte da nicht. Er hatte aber keinen Beweis, deshalb konnte er nichts sagen und wich aus.

»Es ist bei mir so üblich, daß meine Klienten und ich einen Vertrag mit einem Schluck Champagner feiern…«

Van Akkeren wehrte ab. »Das möchte ich nicht, Monsieur. Das Geschäft ist perfekt.«

Delormes hob einen Finger. Er ärgerte sich, daß er mit diesem Mann nicht richtig fertig wurde und sogar ins Schwitzen geraten war. »Da wäre noch eine Kleinigkeit.«

»Welche?«

»Ich bekomme einen Scheck von Ihnen.«

»Ja, das stimmt.«

»Wann gedenken Sie zu zahlen?«

Van Akkeren lächelte. »Die Frist beträgt eine Woche, wenn ich mich nicht irre.« Er steckte das Original des Vertrags ein. Delormes beobachtete ihn dabei und sein Eindruck, daß van Akkeren irgendeine Schweinerei plante, verstärkte sich.

Deshalb wollte er das Geld sofort haben. Eine Ausrede war ihm auch schon eingefallen. »Es tut mir leid, Monsieur, aber ich kann so lange nicht warten, weil ich übermorgen dienstlich weg muß und mich für längere Zeit im Ausland aufhalten werde. Im außereuropäischen.«

»Das ist Ihr Problem.«

Delormes beugte sich vor. »Sie können doch zahlen – oder?«

»Zweifeln Sie daran?«

»Eigentlich nicht.«

Van Akkeren strich über sein Haar. »Meine Schulden habe ich stets bezahlt«, erklärte er mit einem gewissen Unterton in der Stimme. »Und auch Sie erhalten Ihren Lohn.« Er stand auf und ließ seine Hand in der rechten Außentasche seines Jacketts verschwinden.

Für einen Moment hatte Delormes den Eindruck, als wollte van Akkeren eine Waffe hervorholen. Das allerdings war nicht der Fall, und der Anwalt atmete auf.

Sein Kunde entnahm der Tasche einen gefütterten Briefumschlag, auf dessen vordere Seite er den Namen des Anwalts geschrieben hatte. »Das werde ich Ihnen geben.«

»Ist es der Scheck?«

»So etwas Ähnliches, Monsieur.« Van Akkeren drehte sich um.

»Wir hören noch voneinander.« Grußlos verließ er das vornehm eingerichtete Büro, in dem ein völlig fassungsloser Anwalt

zurückblieb, der so etwas noch nie erlebt hatte. Seit mehr als zwanzig Jahren führte er die Kanzlei, die er von seinem Vater übernommen hatte.

Ihm waren die seltensten Vögel begegnet, aber dieser Vincent van Akkeren setzte allem die Krone auf. Und er hatte es tatsächlich erreicht, den anderen auf eine gewisse Art und Weise einzuwickeln.

Leise wurde die Doppeltür geöffnet. Janine, die Sekretärin des Anwalts, blieb auf der Schwelle stehen und sprach ihren Chef an, der in Gedanken versunken war und zusammenzuckte.

»Was ist denn?«

»Haben Sie mit diesem Mann ein Geschäft gemacht, Monsieur Delormes?«

»Ja.«

»Er ist so seltsam. Er hat mich zwar nicht berührt, aber ich fühlte die Kälte, die er ausströmte.«

Der Anwalt nickte. »Da könnten Sie recht haben, Janine. Aber die Sache ist gelaufen.«

Janine zupfte an den Ärmeln ihrer Bluse. »Haben Sie alle Unterschriften?«

»Ja.«

»Der Preis ist auch akzeptiert worden?«

»Natürlich.«

Janine, die durch das streng nach hinten gekämmte Haar einen etwas unnahbaren Eindruck machte, erkundigte sich sofort nach dem Scheck.

Delormes antwortete nicht sofort. »Er hat ihn mir wohl gegeben«, sagte er und dachte an den Briefumschlag. »Sie können übrigens die Verträge für die Versicherungen mitnehmen. Sie sind unterschrieben.«
Janine trat an den Schreibtisch, nahm die Blätter an sich und blätterte sie kurz durch. Sie sah sich die Unterschriften an.

»Alles klar«, sagte sie.

»Dann brauche ich Sie für die nächste halbe Stunde nicht mehr. Und stellen Sie bitte keine Gespräche durch.«

»Nur in dringenden Fällen. Ich weiß Bescheid, Monsieur.« Janine warf ihrem Chef noch einen nachdenklichen Blick zu, bevor sie sich zurückzog und die Tür leise schloß.

Jacques Delormes aber ließ sich in seinen Sessel fallen und kippte ihn nach hinten. Er streckte die Beine aus, schaute über seinen großen Schreibtisch hinweg, der Blick glitt zu den Regalen an den Wänden, streifte die dicken Teppiche und auch die gemütliche Sitzecke, in deren Nähe die Bar stand.

Drei hohe Fenster, die viel Tageslicht einließen, lagen der Regalwand gegenüber. Wegen der Sonne hatte der Anwalt die Jalousien herabgelassen, so daß nur wenige Lichtstreifen auf den Teppich fielen.

Jacques Delormes hätte eigentlich erleichtert sein können. Das war er im Prinzip auch, dennoch machte er sich Vorwürfe. Er hätte die Erfüllung des Vertrags noch weiter hinauszögern sollen. Um eine Woche mindestens. Möglicherweise hätte er in dieser Zeit mehr über den Mann erfahren können.

So aber hatte er einmal in den sauren Apfel gebissen und mußte ihn auch essen.

Der Druck im Magen wollte nicht verschwinden. Gegen so etwas kannte er ein gutes Mittel. Er stand auf und näherte sich der Bar, wo ein alter Cognac in einer bauchigen Flasche schimmerte. Delormes genoß den Schluck, denn das Getränk hatte genau die richtige Temperatur.

Mit dem Schwenker in der Hand wanderte er in seinem Büro auf und ab, war in Gedanken versunken und dachte immer wieder an das Geschäft mit diesem van Akkeren.

Janine war eine Frau, die selten heftig reagierte. Als sie das Zimmer betrat, stieß sie so hart die Tür auf, daß ihr Chef erschrak und beinahe das Cognacglas fallen ließ.

»Weshalb so stürmisch, Janine?«

»Deshalb!« Janine hielt die Verträge in der Hand und schlug mit der freien Linken auf die beiden Blätter. »Es ist eine Schweinerei. Damit können wir uns wer weiß was abputzen.« Sie hatte ihre Lesebrille aufgesetzt. Hinter den Gläsern blitzten die Augen voller Wut.

»Sagen Sie endlich, was geschehen ist!«

»Monsieur van Akkerens Unterschriften sind verschwunden.«

»Wieso?«

»Sie sind weg!«

Der Anwalt stand da, wie vom Donner gerührt. Er stierte seine Sekretärin an, als wäre sie ein Wesen aus einer fremden Welt. »Das ist doch ein Scherz.«

»Monsieur Delormes«, erwiderte Janine wie eine strenge Lehrerin, die vor ihrer Klasse steht. »In solchen Dingen scherze ich nicht. Schließlich möchte auch ich am Monatsende mein Gehalt bekommen. Die Unterschriften sind verschwunden.«

»Geben Sie her.«

Delormes riß ihr die Blätter fast aus der Hand und überzeugte sich selbst. Er schüttelte dabei den Kopf, ballte die Hände zu Fäusten und flüsterte immer wieder: »Das begreife ich nicht, die Unterschrift ist tatsächlich weg.« Er hob den Kopf und blickte Janine über die wertlosen Vertragsblätter hinweg an. »Dabei habe ich selbst gesehen, wie van Akkeren unterschrieben hat.«

»Das glaube ich Ihnen sogar.«

»Und weiter?«

Janine ließ sich auf den Besucherstuhl fallen und schlug die

schlanken Beine übereinander. Sie trug einen blauen Rock, der an der rechten Seite einen Schlitz hatte. »Ich rechne es Ihnen an, daß Sie durcheinander sind, Chef, aber Sie sind doch sonst mit allen Wassern gewaschen. Dieser Mann hat Sie reingelegt. In seinem Füllfederhalter befand sich ein Zeug, das Kinder als Zaubertinte bezeichnen. Sie sieht aus wie normale Tinte, verschwindet aber nach einer Weile. Das ist der ganze Trick. Und Sie als Profi sind darauf hereingefallen.«

Jetzt mußte sich der Anwalt setzen. Er schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich!« hauchte er. »Da hat man mich gelinkt wie einen kleinen Jungen. Verdammt auch.« Er streckte die Beine aus und mußte sich erst fassen.

Janine wußte Bescheid. Sie holte ihm noch einen Cognac und schenkte für sich ebenfalls ein Glas ein. »Getraut habe ich diesem Kerl nie«, gab sie zu. »Aber wir können uns die Geschäftspartner auch nicht aussuchen. Trinken Sie, Chef.«

Delormes griff nach dem Glas und schüttete sich den bernsteinfarbenen Inhalt in den Rachen. Dann beugte er sich vor und flüsterte: »Aber der wird mich kennenlernen! Ich lasse mich nicht reinlegen, ich nicht.«

»Er hat Sie oder uns schon reingelegt, Chef.« Janine war lange genug in der Kanzlei, um sich eine solche Antwort erlauben zu können.

»Ja, ich weiß.« Delormes verdrehte die Augen und schielte gegen die mit Holzplatten verzierte Decke. »Er hat uns reingelegt, aber wir holen uns die Kohlen zurück.«

»Vielleicht hat er sie Ihnen schon gegeben«, sagte Janine. »Ich sehe da den Umschlag auf Ihrem Schreibtisch liegen. Wollen Sie den Brief nicht öffnen?«

Delormes war ein wenig durcheinander. Schließlich nickte er, griff nach dem Umschlag und fetzte ihn auf, ohne einen Brieföffner zu verwenden. Daß sich kein Scheck im Umschlag befand, sah er zwar nicht, aber er konnte es fühlen.

Mit spitzen Fingern holte er eine Karte hervor und warf sie, ohne sie genauer zu betrachten, auf den Schreibtisch.

Janine sah sofort, daß es sich um eine Spielkarte handelte, und mit einem leisen Schrei auf den Lippen fuhr sie in die Höhe, denn sie hatte das Bild auf der Karte gesehen.

Es zeigte den Tod!

***

Der Schrei alarmierte den Anwalt. Auch er blieb nicht mehr sitzen, sondern schnellte hoch und starrte die Karte an.

Er schloß die Augen, öffnete sie wieder, aber das Bild blieb. Es war eine Tarotkarte mit dem Motiv des Todes. Ein fast schwarzes, ölig wirkendes Skelett, das eine Sense in den knöchernen Klauen trug und

damit gegen Menschen schlug, die am Boden knieten, die Köpfe erhoben hatten und mit flehenden Blicken auf die unheimliche Gestalt schauten, die trotzdem keine Gnade kannte.

»Das ist also die Bezahlung!« flüsterte Janine.

Ihr Chef nickte nur. Er war bleich geworden. Mit allem hätte er gerechnet, aber nicht mit so etwas. Das war noch schlimmer als ein ungedeckter Scheck.

»Wissen Sie Bescheid, Chef?« fragte Janine leise.

»Ich kann es mir denken.«

»Ich habe mal etwas über Karten gelesen. Was da vor uns liegt, ist eine Tarotkarte. Und wenn ich ehrlich sein soll, ist es die schlimmste Karte, die es in diesem Spiel gibt.«

»Das Skelett symbolisiert den Tod, nicht wahr?«

Janine nickte. »Ja, Chef. Diese Karte ist der Tod. Wer sie besitzt oder erhält, wird sterben. So heißt es in der Tarot-Magie.«

Jacques Delormes starrte seine Sekretärin verwundert an. »Woher wissen Sie das alles?«

Janine winkte ab. »Wenn man nicht verheiratet ist, hat man Zeit, sich mit vielen Dingen zu beschäftigen. Ich lese oft und habe auch mal ein Buch über Tarot in die Hände bekommen. Es gibt da Karten der verschiedensten Motive. Sie haben ausgerechnet die schlimmste Karte erwischt. Wer sie in den Händen hält, hat nicht mehr lange zu leben.«

Der Anwalt wischte sein Gesicht trocken und lockerte den Krawattenknoten. Trotz der verhältnismäßig kühlen Luft im Büro schwitzte er. »Das kann ich mir alles nicht vorstellen. So etwas ist doch Aberglaube.«

Janine hob die Schultern. »Man sagt, daß in den Tarotkarten eine sehr alte Weisheit und auch Magie steckt. Wie Sie persönlich darüber denken, bleibt Ihnen überlassen. Ich wollte Ihnen nur gesagt haben, was ich darüber weiß.«

»Ja, danke.« Der Anwalt sprach die beiden Worte in den Raum hinein, ohne Janine dabei anzusehen.

Seine Gedanken drehten sich um Vincent van Akkeren. Dieser Besucher war ihm von Anfang an unheimlich gewesen, das gab er jetzt zu. Dennoch hatte der Kerl es verstanden, ihn, den gewitzten Anwalt, zu überlisten. So etwas war ihm noch nie passiert. Und als Lohn hatte er diese Karte mit dem Symbol des Todes erhalten.

Weshalb das alles? Wollte van Akkeren, daß er vor Angst einen Herzanfall erlitt und starb? Konnte er keine Zeugen gebrauchen?

Die verschwundenen Unterschriften wiesen jedenfalls darauf hin.

»Haben Sie sich schon entschieden, wie es weitergehen soll, Chef?« erkundigte sich Janine.

»Noch nicht.«

»Sie werden ihn sich kaufen wollen.«

Der Anwalt nickte. »Ja, van Akkeren darf mir nicht entwischen. Ich hole mir mein Geld.« Er sprang plötzlich auf. »Haben wir noch dringende Termine, Janine?«

»Eigentlich nicht.«

»Egal, sagen Sie für diesen Nachmittag alles ab. Ich will mich nur um die eine Sache kümmern.«

»Wissen Sie denn, wo Sie ihn finden können, Chef?«

»Bestimmt noch in Calais. Er muß sich hier ein Hotelzimmer genommen haben, denn er war schon seit gestern in der Stadt. Ich werde jedes Hotel absuchen, zum Glück kenne ich die meisten Besitzer.«

Er wollte rechts an seinem Schreibtisch vorbeigehen, doch Janine hielt ihn zurück. »Nehmen Sie die Verträge und die Karte mit. Die soll er behalten.«

»Ja, danke.«

»Wann kann ich Sie erwarten?«

»Ich weiß es noch nicht. Sollte ich Erfolg haben, rufe ich Sie an, Janine. Haben Sie heute abend etwas vor?«

Die Frau lächelte weich. »Nein, Chef.«

»Gut, dann warten Sie bitte. Vielleicht gehen wir anschließend noch eine Kleinigkeit essen.«

Janine hob die Augenbrauen an. »Wollte Ihre Frau nicht kommen, Chef?«

»Nein, die bleibt noch für einige Tage in Paris. Sie hat da zwei Einladungen, die sie unbedingt wahrnehmen will.«

»Gut.«

Delormes ging zur Tür, wurde aber durch den Ruf seiner Sekretärin gestoppt. »Bitte, Chef, seien Sie vorsichtig! Mit der Tarot-Magie ist nicht zu spaßen.«

Er nickte. »Das vermute ich inzwischen auch…«

***

Wo man in Calais, dieser Küsten- und Fährenstadt, auch hinkam, es roch überall nach Meer. Stets wehte ein frischer Wind, so daß eine sommerliche Schwüle erst gar nicht entstehen konnte. Die Menschen hier fühlten sich wohl. Es waren kernige Typen, wetterfest und bodenständig, wie sie selbst immer sagten, und auch Delormes war gern in der Stadt.

Um herauszufinden, wo van Akkeren abgestiegen war, fuhr er zur Touristik-Information. Jeder Hotelbesitzer meldete seine Gäste dort namentlich an.

Delormes kannte den Chef ziemlich gut. Sie hatten schon so manchen Zug gemeinsam unternommen und dem Brandy dabei sehr zugesprochen.

»Ach, du bist es, Jacques!« wurde Delormes begrüßt. »Willst du wieder eine Sause machen?«
»Später vielleicht.«
»Setz dich.«
Jacques Delormes nahm auf einem gepolsterten Stuhl Platz und fing an zu erzählen.
Der andere hörte zu. Er war einige Jahre jünger als der Anwalt, hatte aber schon graue Haare und trug als Manneszierde einen Kugelbauch vor sich her.
»Wenn es nicht mehr ist, das haben wir gleich.« Der Chef schaute selbst nach und fand auch, was er suchte.
»Ist er es?« Delormes war plötzlich nervös.
»Kann nur er sein. Vincent van Akkeren.«
»Genau. Wo ist er abgestiegen?«
»Im Jardin.«
Delormes überlegte einige Sekunden. »Das ist aber nicht hier in Calais.«
»Nein, es liegt ein wenig außerhalb.«
»Danke, ich weiß Bescheid.« Delormes stand auf.
»Du hast es aber verdammt eilig.«
»Ja, der Typ hat mich gelinkt. Regelrecht betrogen. Ich verkaufte ihm eine Insel, und er unterschrieb die Verträge mit einer Tinte, die schnell verschwand.«
»Dann sind sie doch ungültig.«
»Seiner ja wohl nicht. Es waren übrigens Versicherungssachen. Aber das spielt jetzt keine Rolle. Ich erzähle es dir mal später. Erst stelle ich van Akkeren zur Rede.«
»Kennst du den Weg?«
»Sicher.«
»Dann viel Spaß.«
»Danke, du Scherzbold.«
Der Anwalt hatte es mehr als eilig. Den Wagen hatte er vor dem Haus geparkt. Er fuhr einen großen Peugeot 604. Vor einem halben Jahr hatte er sich den Wagen gekauft.
Die Innenstadt hatte er schnell hinter sich gelassen und erreichte bald die Außenbezirke. Das Hotel lag ein wenig abseits und war über eine Nebenstraße zu erreichen. Manchmal führte sie dicht an der Küste entlang.
Möwen schwebten unter den blaugrauen Wolken. Aber der Anwalt hatte keinen Blick für die Schönheiten der Natur. Ihm ging es einzig und allein um van Akkeren.
Delormes hoffte nur, daß der Mann noch nicht abgereist war.
Dann war alles umsonst.
Er rechnete mit einer Fahrt von zehn Minuten durch die Einsamkeit.

Die Abzweigung hatte er sehr bald gefunden.
Sanfte Wellen, grün wie Alpenmatten aussehend, nahmen ihm hin und wieder die weite Sicht. Da er es eilig hatte, fuhr er so rasch wie möglich. Nur einmal mußte er bremsen, als ihm einige Radfahrer entgegenkamen, die auf Tour waren.
Ein kleiner Junge, er fuhr als vorletzter, streckte ihm noch die Zunge heraus.
Danach war er wieder allein.
Das Fahrerfenster hatte er nach unten fahren lassen. Frischer Seewind wehte in den Wagen. Die Karte, die er van Akkeren vor die Füße werfen wollte, lag neben ihm auf dem Beifahrersitz.
Delormes hatte sich an den Geruch des Windes gewöhnt und war überrascht, als plötzlich ein regelrechter Gestank in seine Nase drang. Er roch nach Verbranntem oder Verätztem.
Er blickte nach links und rechts, weil er damit rechnete, daß irgendwo ein Feuer brannte.
Der Anwalt sah keines, denn von außen her drang kein Rauch in den Wagen. Der kam von innen.
Delormes Fuß nagelte das Bremspedal nach unten, als sein Blick den Beifahrersitz streifte.
Dort lag die Karte und qualmte! Sie war es, die den widerlichen Geruch abgab. Die Qualmschwaden vernebelten die Sicht und zwangen den Mann, langsamer zu fahren.
»Verdammt auch«, fluchte er, »was soll denn das!« Er wollte die Karte nehmen und sie aus dem Fenster schleudern, doch als er sie anfaßte, zuckte er zurück, denn sie war heiß.
Er stoppte.
Er konnte sich nicht gleichzeitig um die Karte und die Fahrerei kümmern. Zwar hatte er vorgehabt, sie van Akkeren vor die Füße zu schleudern, aber das konnte er jetzt vergessen. Er wollte sie aus dem Wagen werfen.
Um sich nicht die rechte Hand zu verbrennen, wickelte er ein Taschentuch um die Finger, bevor er die Karte behutsam anhob. Er hatte sie kaum berührt, da geschah es.
Über die Lippen des Mannes drang noch ein überraschter Schrei, dann erwischte es ihn.
Die Welt um ihn herum explodierte. In einem hohen Bogen wurde er aus dem Fahrzeug geschleudert.
Irgendwo draußen fand er sich wieder. Er spürte Schmerzen in seinem Schädel, das rechte Bein brannte ebenfalls, als würde sich in Höhe des Oberschenkels eine klaffende Wunde befinden.
Der Anwalt versuchte aufzustehen, vergeblich. So begnügte er sich mit einem Blick auf sein total demoliertes Auto.
Feuer hatte es nicht gefangen. Daß die Karte die Schuld an dem

grauschwarzen Qualm trug, wollte er nicht wahrhaben.
Delormes ging es schlecht. In seinem Oberschenkel hatte sich der Schmerz festgefressen. Der Rücken tat nicht minder weh. Aber was war das alles gegen die Gestalt, die plötzlich aus dem Rauch aufstieg? Sie wuchs zu einem riesigen Monster, und der Anwalt kannte sie. Er hatte diese Figur bereits auf der Karte gesehen.
Es war der Sensenmann, der tödliche Schnitter.
Das gewaltige Knochengestell stand jetzt neben dem Wagen, umweht von Rauchschleiern.
Mit beiden Knochenhänden hielt er die Sense fest, der Totenschädel bewegte sich nickend, als hätte das Monster soeben das Ende des Mannes beschlossen.
Er setzte sich in Bewegung.
Hunderte Male größer als auf der Karte und entsprechend gefährlicher, so näherte es sich dem auf dem Rücken liegenden Anwalt, den urplötzlich die Todesangst ansprang. Er zitterte, und die nackte Angst um sein Leben überdeckte sogar die fürchterlichen Schmerzen im Bein.
Der Tod kam näher…
Als er die Frontpartie des Autowracks erreicht hatte, schwang er zum erstenmal seine Sense. Das Blatt glitt dicht an der noch heilen Kühlerhaube entlang, und der Anwalt hörte das pfeifende Geräusch, das seine Furcht noch weiter steigerte.
Er wollte weg.
Wie ein Wurm kroch er zurück. Es waren lächerliche Bewegungen, die er durchführte, und er wußte auch, daß er diesem unheimlichen Schnitter nicht entkommen konnte, wenn der es nicht wollte.
Das Skelett war schneller.
Und es holte aus.
»Aaaaahhhh…« Der Schrei des Mannes war furchtbar. In ihm steckte all die Todesangst, die er fühlte, aber es hatte keinen Sinn, daß er so brüllte.
Das tödliche Sensenblatt pfiff heran. Mit der rasiermesserscharfen Innenseite wurde der Anwalt erwischt. Für einen Moment sah er diesen kalten Schatten noch und darüber das Blau des Himmels.
Dann erstickte die Schwärze des Todes alles…

***

Um diese Zeit saß Vincent van Akkeren im Foyer des Landhaus-Hotels und nahm einen Drink. Er hatte sich einen doppelten Whisky bestellt, gab sich sehr locker und lässig. Ein Beobachter hätte hin und wieder das über sein Gesicht zuckende Lächeln sehen können, aber van Akkeren war allein in der Halle. Zudem saß er in einer kleinen Nische. Hinter ihm befand sich das rauhe Gestein der Wand.

Über ihm war die weiße Decke mit dunkelbraunen Holzbalken verziert.

Manchmal warf er eine Blick auf seine Uhr, und dabei machte er jedesmal einen geistesabwesenden Eindruck. Es schien so, als stünde er mit einem anderen in Kontakt.

Van Akkeren wußte, was geschehen würde. Wenn der Anwalt einmal das Bild entdeckt hatte, war er verloren. Da war er voll in den Kreislauf geraten und konnte seinem Schicksal nicht mehr entgehen.

Er rieb seine Hände, nahm noch einen Schluck und schaute durch das große Fenster. Vor dem Haus parkten die Wagen der Gäste. Ein Hoteldiener fegte den Weg. Der friedliche Eindruck wurde unterstrichen von den Bäumen, deren Blätter sich im leichten Wind bewegten.

Auf einen Horror deutete nichts hin, und trotzdem war etwas in Gang gebracht worden.

Als er wieder zum Glas griff, tat er dies nicht ohne Grund. Genau in diesem Augenblick, das wußte er, starb Jacques Delormes. Und darauf wollte er trinken.

Dann erhob sich van Akkeren. Schon bei seiner Rückkehr hatte er um die Rechnung gebeten, die nun vorlag. Er trat an die Rezeption und nahm sie entgegen. Van Akkeren zahlte bar. Er legte noch ein sattes Trinkgeld hinzu und verabschiedete sich.

An Delormes verschwendete er keinen Gedanken mehr. In einem dunklen Mercedes der S-Klasse war er gekommen. Und der Mann besaß die Frechheit und Abgebrühtheit, den Weg zurückzufahren, den der Anwalt hätte nehmen müssen. Er erreichte auch die Unglücksstelle, sah die rauchenden Trümmer des zerstörten Wagens und die beiden Rettungsfahrzeuge sowie die Wagen der Polizei.

Delormes sah er nicht mehr. Wahrscheinlich hatte man die Leiche schon weggeschafft.

Beamte leiteten die Fahrzeuge an der Unfallstelle vorbei. Auch van Akkeren passierte sie.

Einen letzten Blick warf er auf das Wrack, und um seine Lippen zuckte ein kaltes Lächeln…

***

Wohl fühlte ich mich in meiner Rolle nicht, aber verdammt noch mal, es gab kein Zurück. Ich hatte einmal zugestimmt, Antwort erhalten und wartete.

Nicht in London oder in meiner Wohnung, sondern auf Portland Bill, einer Insel vor der Küste Englands.

Die Insel war nicht länger als fünf Meilen und in der Breite ungefähr die Hälfte.

Ich hockte am südöstlichen Zipfel und wartete auf ein

Empfangskomitee, das seine Ankunft für Mitternacht versprochen hatte. Ich hatte also noch fünfzehn Minuten Zeit, beobachtete den Qualm und dachte darüber nach, weshalb ich überhaupt auf der Insel war.

Es war nach meiner Rückkehr aus Schottland gewesen, und wie so oft hatte ein sehr rühriger Bill Conolly etwas herausgefunden. Er kannte ja Land und Leute. So hatte einer seiner Bekannten, von Beruf Illustrator, eine Fernsehsendung empfangen, die ihn fast vom Stuhl gerissen hatte.

Es war ein Horror-Quiz gewesen!

Die Sendung lief über einen Privatkanal, der nur in einem bestimmten Bereich an der Küste empfangen werden konnte.

Bills Bekannter besaß ein Videogerät, hatte die Sendung aufgezeichnet und sie Bill vorgeführt.

Der war Feuer und Flamme gewesen. Kaum war ich aus Schottland zurückgekehrt, mußten Suko und ich uns die Sendung anschauen. Wir waren beide überrascht gewesen.

Wir sahen in einem Studio einen Mann vor einem Mikrophon sitzen, der die Fragen des Quizmasters beantworten mußte. Das kleine Studio war entsprechend hergerichtet worden. An den roten Wänden hatte ich Karten gesehen, auf denen die Köpfe irgendwelcher Monster abgebildet worden waren. Aber auch andere Motive fielen auf. Dinge, die ich kannte.

Tarotkarten mit den entsprechenden Symbolen.

Das alles hätte mich nicht weiter vom Sessel gerissen, es war vielmehr der Leiter der Sendung, der meine ganze Aufmerksamkeit beanspruchte. Er hatte sich meist nur sehr kurz gezeigt, weil er lieber im Hintergrund blieb, aber das Profil war mir bekannt gewesen.

Vincent van Akkeren!

Dieser Mann stand auf meiner Liste. Er war der Vertreter Baphomets auf dieser Welt und gleichzeitig Führer einer mörderischen Templer-Gruppe, die sich von den anderen Templern abgespalten hatte. Ebenso wie ich versuchte er, das Geheimnis des Dunklen Grals zu ergründen. Keinem von uns war es bisher gelungen, aber van Akkeren ging bei seiner Suche über Leichen.

Er kam eigentlich aus der Filmbranche und hatte sich Grusel-Star genannt. Seine Filme, die er gedreht hatte, waren schrecklich gewesen. So etwas konnte man nicht zeigen. Suko und ich hatten ihm ja das filmische Handwerk legen können, aber van Akkeren selbst nicht aus dem Verkehr ziehen können. Jetzt versuchte er es wohl auf eine andere Art und Weise, war seinem Metier jedoch im Prinzip treu geblieben.

Zum Schluß der Sendung war noch eine Adresse eingeblendet worden, an die sich Kandidaten wenden konnten, wenn sie Lust

hatten, an einem Gruselquiz teilzunehmen.
Was dem Gewinner winkte, war nicht bekannt gegeben worden.
Es sollte eine Überraschung sein.
Ich hatte mich unter einem anderen Namen gemeldet und nannte mich jetzt Clint Morgan. Zuerst hatte ich mich von einem Maskenbildner verändern lassen wollen, den Gedanken später jedoch fallengelassen, ich wollte nur in die Nähe van Akkerens gelangen.
Was ich kaum für möglich gehalten hatte, war eingetroffen. Man hatte mich benachrichtigt, nach Portland Bill zu fahren, um an einem bestimmten Bootssteg zu warten.
Dort sollte ich zur angegebenen Zeit abgeholt werden.
Das Fernsehstudio lag nicht auf der Insel, die Reise würde also weitergehen.
Selbstverständlich wußten meine beiden Freunde Suko und Bill über den Einsatz Bescheid. Sie hatten mir abgeraten, denn beide kannten van Akkeren, doch ich wollte mir die Chance nicht entgehen lassen.
Sir James, mein Chef, hatte darauf bestanden, daß Suko und Bill mitfuhren und gewissermaßen als Rückendeckung in meiner Nähe blieben. Das hatte ich auch akzeptiert. Jetzt wartete ich nur darauf, daß man mich kontaktierte.
Das Tor des Bootshauses war weit geöffnet. Ich sah die wogende Wasserfläche und entdeckte dunkle Felsen, die wie Buckel in der See standen. Dort liefen die Wellen an und wurden gebrochen, so daß hohe Schaumkronen entstanden.
An das Rauschen des Meeres konnte man sich gewöhnen. Auf mich wirkte es sogar einschläfernd, aber ich hütete mich, die Augen zu schließen, und hielt mich mit dem Gedanken an Vincent van Akkeren wach.
Wenn ich ihn endlich stellen konnte, war viel gewonnen, und auch die andere Gruppe der Templer, mit Abbé Bloch an der Spitze, wäre mir sehr dankbar gewesen.
Was bezweckte ein Mann wie van Akkeren, der sich lieber im Hintergrund hielt, mit dieser privaten Fernsehstation? Auf diese Frage hatte ich noch keine Antwort gefunden, doch ein Mensch wie er hatte immer einen Trick auf Lager.
Wenn man so sitzt und wartet, hat man Zeit, über sein Leben nachzudenken. Mir erging es in diesem Fall so, und ich dachte daran, was ich durch meinen Job alles versäumte.
Vergnügen, Freizeit, auch die noch laufende Fußball-WM, davon kriegte ich kaum etwas mit. Ich konnte nur in den Zeitungen nachlesen, wie die Mannschaften gespielt hatten, und daß man uns Engländer gegen Argentinien um ein Tor betrogen hatte.
Das sind eben die großen Schattenseiten meines Lebens.
In der Innentasche meiner Windjacke erklang ein leiser Piepton.

Man hatte mir ein kleines Walkie-talkie mitgegeben, wie es Geheimdienstleute verwenden.

Ich holte es hervor und stellte den Kontakt zum Rufer her.

»Ja?«

»Noch immer nichts, John?« hörte ich die Stimme meines Freundes Bill.

»Nein. Es ist aber noch nicht Mitternacht. Sollte sich etwas ändern, sage ich dir Bescheid.«

»Gut.«

Ich steckte das Gerät wieder weg und ließ meinen Blick über die dunkle Fläche der kleinen Bucht gleiten. Das Wasser war hier ziemlich ruhig.

Es konnte natürlich auch sein, daß van Akkeren Verdacht geschöpft hatte. Dann konnten wir uns den Fall an den Hut stecken.

Weil es mir zu ungemütlich wurde, stand ich auf und marschierte auf den ziemlich glatten Planken auf und ab. Ich versuchte, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen.

Die Rückseite des Bootshauses schloß mit dem Land an. Wenn ich durch die Tür schritt, stand ich sofort auf festem Untergrund. Es war ein rauher Felsboden, der sich erst nach ungefähr 100 Yards veränderte und in normales Grasland überging, durch das sich eine schmale Straße schlängelte, die in Southwell, dem südlichsten Ort der Insel, endete. Es war ein kleines Kaff und schien von Gott und der Welt vergessen worden zu sein.

Das Bohlentor gab ein quietschendes Geräusch von sich, als ich es aufstieß und den Schuppen verließ. Das Gelände stieg ein wenig an.

Die runde Kuppe sah ich als Schatten.

Rechts von mir lagen die wuchtigen Felsen. Gewaltige Blöcke, die miteinander verwachsen waren.

Soweit ich erkennen konnte, zeigte sich auf der Insel niemand.

Meine beiden Freunde hatten zwischen den Felsen Deckung gefunden. Sie würden von dort alles beobachten.

Ich drehte mich um und ging wieder zurück.

Schatten sah ich.

Sofort blieb ich stehen und hatte Mühe, meine rechte Hand unter Kontrolle zu halten, damit sie nicht zur Waffe zuckte.

Sie waren zu dritt und so lautlos erschienen wie Geister. Nur tragen Geister keine Taucheranzüge und Tauchermasken, die ihre Gesichter verdecken.

Wo sie hergekommen waren, ließ sich leicht feststellen. Sie mußten mit ihrem Boot unter das Haus gefahren sein und hatten eine Luke in die Höhe geschoben.

Einer von ihnen, der Mann in der Mitte, winkte mir zu und wies anschließend auf die Luke.

Die Bewegung war klar.
Ich sollte mitgenommen werden!
Schon von Berufs wegen war ich es gewöhnt, Überraschungen zu erleben und damit fertig zu werden. Deshalb zeigte ich auch vor den drei Typen keine Furcht, nickte ihnen zu und fragte: »Hat van Akkeren euch geschickt?«
Ich erhielt keine Antwort. Es traf auch keiner Anstalten, die Taucherbrille abzunehmen, statt dessen sah ich wieder die Armbewegung. Eine in einem dünnen Gummihandschuh steckende Hand deutete auf die Öffnung, die mich von den Besuchern trennte.
Ich trat langsam näher, bis ich in das Viereck hineinsehen konnte.
Unter mir schaukelte ein Boot auf dem Wasser.
Sie waren also gekommen.
Es war ein großes graues Schlauchboot, das sich von der dunklen Wasserfläche kaum abhob. Neben einigen Ruderstangen war es noch mit einem starken Motor ausgerüstet.
Ich grinste breit. »Soll ich wirklich an Bord?«
Der in der Mitte nickte.
»Und wenn ich nicht mitkommen will?«
Der Typ in der Mitte hob die Schultern. Für mich ein Zeichen, daß sie wohl keine Gewalt anwenden wollten. Zudem hatten sie auch nur im ersten Augenblick so schaurig ausgesehen. Mittlerweile hatte ich mich an sie gewöhnt.
Ich nickte ihnen zu. »Okay, ich habe mich beworben und fahre mit euch. Ich bin übrigens Clint Morgan.«
Das interessierte sie nicht, denn keiner von ihnen reagierte. Also stieg ich ein.
Mit einem Sprung konnte ich das Boot erreichen. Es war mit Holzplanken ausgelegt. Als mein Gewicht darauf prallte, schaukelte es trotz seiner Größe noch nach.
Ich saß im Boot, die drei standen über mir und verteilten sich an den Rändern der Luke. Sie blickten zu mir herab. Aus meiner Perspektive wirkten sie furchteinflößend, so daß es mir kalt den Rücken hinabrann. Wenn sie Waffen bei sich trugen und auf mich anlegten, hatte ich nicht die Spur einer Chance.
Das taten sie nicht. Schließlich waren sie nur gekommen, um mich abzuholen.
Der erste bückte sich, stützte sich am Rand der viereckigen Öffnung ab und sprang.
Ich trat zur Seite, damit er nicht auf meinem Schädel landete. Dicht neben mir kam er auf, ging zum Heck, so daß auch die beiden anderen springen konnten.
Zwei Sekunden später waren wir komplett.
Der Mann am Heck startete den Motor. Ich fragte mich, weshalb die

Leute wie Taucher gekleidet waren. Wollten sie nicht erkannt werden, oder hatten sie andere Gründe?

Mein anfängliches Mißtrauen blieb. Ich wunderte mich auch darüber, daß die Besatzung den direkten Kontakt mit mir vermied.

In langsamer Fahrt erreichte das Schlauchboot die Bucht.

Ich hatte mich auf eine Planke gesetzt. Es war zwar nicht sonderlich bequem, weil ich die Beine hart angezogen hatte, aber durch meine schräge Sitzhaltung konnte ich die Taucher im Blick behalten.

Einer blieb am Außenborder.

Als wir nach kurzer Fahrt den Buchtausgang und somit die offene See erreichten, wurden die Wellen höher.

Ich warf einen Blick zurück. Das Bootshaus war bereits in der Dunkelheit verschwunden, als wäre es von ihr aufgesogen worden.

Es war eine wunderbare Sommernacht. Laue Luft wehte über das Meer.

Wären die drei Typen nicht gewesen, hätte ich meine Sorgen vergessen können, aber ich war mit ihnen allein auf dem Boot, und bisher hatte noch keiner Anstalten getroffen, sich mit mir zu unterhalten.

Es war mir auch nicht gelungen, hinter den Taucherbrillen die Gesichter zu erkennen. Wer sich so gab, der hatte etwas zu verbergen.

Mit den drei Typen hier wußte ich nichts anzufangen.

Bis sie es selbst wissen wollten. Die beiden am Bug machten den Anfang. Als hätten sie sich abgesprochen, griffen sie zu ihren Masken, um sie von den Gesichtern zu ziehen.

Leider piepte in diesem Moment das Gerät in meiner Innentasche.

Ich verfluchte innerlich Bill oder Suko, daß sie es ausgerechnet jetzt versuchten, und ich hoffte inständig, daß das Klatschen der Wellen das Piepsen übertönte.

Natürlich meldete ich mich nicht, denn die Typen nahmen nicht nur die Masken ab, sie streiften auch die Gummihauben über ihre Köpfe, so daß ich in ihre Gesichter schauen konnte.

Ein Kommentar blieb mir im Hals stecken, denn vor mir standen keine Menschen, sondern Monster!

Der Kopf des einen sah aus wie zusammengepreßte Algen, in denen es hin und wieder aufleuchtete, so daß ich die weißen Augen und das halb geöffnete Maul erkennen konnte. Die Haare standen an dem birnenförmigen Schädel ab, und der böse Blick dieses Monsters ging mir unter die Haut.

Das war nicht alles. Sein Nebenmann wirkte wie ein Monster aus Frankensteins Hexenküche. Der Schädel war verhüllt von weißen Tüchern. Durch einen Schlitz waren die Augen zu erkennen.

Blieb der dritte.

Und der befand sich hinter mir.

Im Sitzen drehte ich mich um und starrte in eine bräunlich schimmernde Affenfratze.

Komisch wurde mir schon. Ich hatte es schon des öfteren mit mehreren Gegnern zu tun gehabt und wußte, daß die Monster nicht so gefährlich waren wie höhere Dämonen.

Was würden sie tun?

Ich rechnete damit, daß sie mich zu dritt angriffen, warf einen Blick zurück und sah, daß sich der Unheimliche mit dem Affengesicht ebenfalls erhoben hatte.

Er kam breitbeinig näher.

Von der anderen Seite setzten sich seine beiden Artgenossen in Bewegung und hatten mich sehr schnell in die Zange genommen.

Das konnte heiter werden…

***

Bill Conolly war der Mann, der mit fortlaufender Zeit immer nervöser wurde. Sein Blick wechselte ständig. Einmal sah er auf die Uhr, dann wieder in die Tiefe, wo ihr Boot lag, das er und Suko gechartert hatten.

Es war an einem Felsen festgemacht und schaukelte in den auslaufenden Brandungswellen.

»Das geht nicht gut«, sagte Bill zum wiederholten Male. »Suko, man legt uns rein.«

»Warte es ab.«

Der Inspektor behielt die Ruhe. Die meiste Zeit über hatte er sein Nachtglas mit Restlichtverstärker gegen die Augen gepreßt und beobachtete die Wasserfläche.

»Reingelegt«, sagte Bill. »Die haben uns reingelegt.«

»Vielleicht«, gab Suko zu. »Jetzt haben wir Mitternacht.«

Bill griff zum Walkie-talkie. »Ich rufe John. Er soll den Einsatz abblasen.«

»Warte noch.«

Bill warf Suko einen ungeduldigen Blick zu und rutschte in der Felsmulde unruhig hin und her. »Ich will aber nicht mehr warten und mich von denen an der Nase herumführen lassen.«

»Das brauchst du auch nicht. Die melden sich schon von allein.«

»Woher weißt du das?«

»Gefühl, mein Lieber.«

»Toll. Dann habe ich aber komische Gefühle.«

Suko ließ das Glas sinken, drehte den Kopf und grinste den Reporter an. »Kann schon sein.«

»Sei kein Witzbold.«

»Bin ich auch nicht. Ich halte nur nach John Ausschau.«

»Klar. Siehst du ihn auch?«

Suko antwortete mit einem zögernden »Ja…«
Bill riß es in die Höhe. »Was? Willst du mich jetzt auf den Arm nehmen, oder was ist?«
»Ich scherze nicht. Da ist tatsächlich etwas auf dem Wasser. Und ich glaube, daß es sich dabei um ein Boot handelt.«
»Laß mich mal sehen.«
»Nein, warte noch.« Suko hatte sich aufgerichtet. »Es befindet sich noch in der Brandung. Gleich wird es besser zu sehen sein.«
Voller Spannung warteten die beiden Männer ab. Bill versuchte, mit bloßem Auge das Boot zu erkennen, das war allerdings nicht möglich in einer mond- und sternenlosen Nacht wie dieser. Da präsentierte sich die Wasserfläche als dunkelgrauer Teppich.
Nach einer Weile reichte der Inspektor seinem Begleiter wortlos das Glas rüber.
Bill regulierte die Schärfe und bewegte den Kopf sehr langsam.
Suko fragte nicht. Er hielt das Gesicht gegen den Wind.
»Ja, jetzt erkenne ich es auch.«
»Siehst du auch John?«
Bill lachte leise. »Sagen wir lieber so: Ich ahne ihn mehr, als daß ich ihn sehe.«
»Wie viele Personen zählst du noch?«
»Na ja, da bewegen sich welche. Ist aber schwer zu sagen, wer da alles herumturnt.«
»Jedenfalls haben sie ihr Versprechen gehalten«, sagte Suko. »Das ist schon mal gut.«
Bill Conolly ließ das Glas sinken und reichte es Suko zurück. Er holte statt dessen sein Sprechfunkgerät hervor. »John muß uns ein Zeichen geben.«
Bevor Suko es verhindern konnte, hatte der Reporter bereits ein Funksignal abgegeben. Und Bill reagierte wütend und verwundert, als ihm der Chinese das Ding aus den Fingern riß. »Bist du denn verrückt?«
»Wieso?«
»Das wird doch gehört.«
»Aber John wollte sich melden.«
»Er hat sich eben anders entschieden.«
Conolly strich durch sein Haar. »Okay, du hast recht, und ich habe meine Ruhe. Was unternehmen wir jetzt oder statt dessen?«
Der Inspektor deutete in die Tiefe. »Wir werden uns dranhängen, ganz einfach.«
»Falls uns noch die Zeit bleibt.«
»Dann mußt du dich eben etwas beeilen.« Während dieser Worte begann Suko bereits mit dem Abstieg und hörte den Reporter hinter sich fluchen, der ihm nachkletterte.

Es war nicht einfach, den Weg in die Tiefe zu finden. Sie trauten sich nicht, ihre Lampen einzuschalten. Einen Pfad gab es nicht, so mußten sich die beiden einen Halt innerhalb der Felswände suchen.

Suko kletterte gewandt wie eine Katze, hatte das Boot schließlich als erster erreicht und es schon halb losgetäut, als Bill Conolly zu ihm an Deck sprang und aufatmend sein Haar zurückstrich.

»Was hast du?«

Der Reporter rieb seinen Knöchel. »Umgeknickt, schließlich ist man kein Affe.«

»Kannst du trotzdem laufen?«

»Ja.« Der Reporter löste das zweite Tau. Suko hatte in dem kleinen Ruderhaus den Motor angelassen.

Sicher steuerte Suko das Boot auf die offene See.

Über ihnen lag fast schwarz der Himmel. Die Sterne waren von den Nachtwolken verschluckt worden. Ein leichter Südwestwind wehte ihnen die Wellen schräg entgegen, so daß Suko sie schneiden mußte. Er hatte dem Reporter das Glas überlassen. Bill stand an der Backbordseite, hielt sich mit einer Hand an der Reling fest und preßte mit der anderen das Glas gegen die Augen.

»Hast du sie in der Optik?« fragte Suko.

»Nein, noch nicht.«

»Die Richtung muß es aber sein.«

»Meine ich auch. Gib mal Stoff.«

»Wie du meinst.« Suko drehte auf. Sprit hatten sie genügend mitgenommen. Die Tanks waren voll, auch die Reservekanister hatten sie gefüllt. Jetzt mußten sie nur noch John finden…

***

Ich riß meine Waffe hervor.

Für mich war klargewesen, daß mich die drei Monster nicht zum Tanz einladen wollten. Die hatten etwas vor, das höchstwahrscheinlich mit meinem Tod enden sollte.

Bevor sie zugreifen konnten, war ich hochgeschnellt. Zwischen zwei von ihnen drehte ich mich um und zielte auf den mit dem verbundenen Gesicht.

Das geweihte Silbergeschoß traf. Die Tücher wurden zerfetzt, und die Kugel drang tiefer…

Das Monster kippte zur Seite, auch das Wesen mit dem grünen Gesicht fiel nach vorn, aber nur, um eine Ruderstange hochzuheben, die es mir auf den Schädel hauen wollte.

Ich hatte mich breitbeinig hingestellt und richtete die Mündung auf das zweite Monster, aber das Schicksal spielte mir einen Streich.

Eine größere Welle ließ das Boot schwanken.

Nicht nur ich geriet ins Taumeln, auch meine Gegner. Nur hatte ich

das Pech, zu nahe an der Reling zu stehen. Als ich automatisch einen Schritt zurückging, erwischte es mich.

Rücklings kippte ich über Bord und landete im Wasser.

Um besser in der nassen Kleidung schwimmen zu können, steckte ich meine Beretta weg, arbeitete mit Armen und Beinen, so daß ich vom Boot abtrieb.

Noch unter Wasser legte ich mich auf den Rücken. Ich suchte nach dem Schatten des Schlauchbootes, erkannte ihn aber in der Dunkelheit nicht.

Trotz des Sommers war das Wasser kalt. An diesen Strand verirrten sich auch keine Touristen, um Badefreuden zu erleben. Mir wurden sie unfreiwillig geboten. Ich schleuderte mir das nasse Haar aus der Stirn und sah mich um.

Das Schlauchboot bewegte sich vor mir. Der Motor war abgestellt worden, von den beiden Monster entdeckte ich nichts. Waren sie vielleicht hinter mir hergesprungen?

Dieser Gedanke erzeugte bei mir ein ungutes Gefühl. Es war nicht gerade angenehm, damit rechnen zu müssen, daß sich unter Wasser jemand aufhielt, der hinterrücks angreifen konnte.

Nachdem einige Sekunden verstrichen waren und ich mich an den langen Rhythmus der Wellen gewöhnt hatte, ließ ich mich von ihnen zum Schlauchboot tragen.

Auch wenn es verlassen worden war, ich wollte es entern, denn bis zum Ufer war es verdammt weit.

Ich kam heran.

Meine Hand klatschte gegen den dicken Außenwulst des Schlauchboots, als das Monster mit dem Gorillagesicht erschien. Es hatte auf den Planken gelegen und genau den richtigen Moment abgewartet, in dem ich praktisch wehrlos war.

Wie ein gefährlicher Springteufel erschien es vor mir und hielt mit beiden Händen ein Ruder fest.

Damit drosch es zu.

Ich tauchte weg, als ich das Ruderblatt auf mich zurasen sah. Der Treffer verlor an Wirkung und war auszuhalten.

Ich trat Wasser, drückte mich somit in die Höhe und schwamm gleichzeitig nach rechts, um mich vom Boot abzusetzen.

Die beiden Monster knieten im Boot mit den Rücken zueinander, so daß sie alles beobachten konnten.

Der mit dem grünen Algengesicht entdeckte mich. Er warnte seinen Artgenossen nicht. Dafür bewegte er blitzschnell seinen rechten Arm und schleuderte etwas nach mir.

Ein Rettungsring war es nicht. Ich sah das metallische Funkeln und tauchte unter wie eine Ente. Wegen der Kleidung war ich zu langsam, so traf mich der Enterhaken hart im Rücken. Er krallte sich fest, und

das Monter riß daran. Ich wurde hochgezogen, hörte einen tierischen Schrei und stellte fest, daß das Gorilla-Gesicht dem anderen zu Hilfe geeilt war.

Gemeinsam zogen sie an der Leine und zerrten mich durch das Wasser. Ich kämpfte dagegen an, aber der Zug war zu stark.

Die Chance, an meine Waffe zu gelangen, erhielt ich nicht. Ich prallte gegen den Außenwulst und trieb wieder ab.

In der Nähe des Bootes erhöhten sich meine Chancen, aber nur theoretisch, denn plötzlich erwischte mich ein Hieb in den Nacken.

Ich war meinen Peinigern hilflos ausgeliefert.

Wie ein großer, müde gewordener Käfer schwamm ich mit aufgeblähter Jacke auf der Oberfläche. In ihr steckte noch immer der Enterhaken.

An ihm zogen mich die beiden über Bord.

Ich hatte das Gefühl, durch eine schwankende Welt zu irren. Berge und Hügel tauchten vor mir auf, verschwanden wieder, rollten abermals an, überschwemmten mich, als wollten sie mich zertrümmern.

Hände faßten mich an und drehten mich auf den Bauch. Meine Lähmung ließ allmählich nach, aber fit war ich längst nicht.

Die anderen hielten die Trümpfe in der Hand. Und sie knieten direkt vor mir.

Zwei furchtbare Gestalten mit entstellten Gesichtern, bereit, das zu vernichten, was sie an Bord gehievt hatten.

Ich konnte mir schlecht vorstellen, daß sie mich am Leben lassen würden. Ich selbst war zu matt, um mich wehren zu können, aber es kam in den folgenden Sekunden alles ganz anders.

Der gleißende Lichtteppich schien aus dem Nichts zu kommen. Er zuckte einmal am Boot vorbei, stoppte und kehrte sofort zurück.

Die Monster drehten sich der Backbordseite entgegen und direkt in die Kugelgarbe hinein.

Noch einmal hörte ich das Hämmern. Wieder wurden die Monster erwischt, aber auch der dicke Wulst, in den die Kugeln Löcher hineinstanzten.

Dann war es still.

Drei Sekunden waren seit dem Angriff vergangen. Eine für mich beklemmend anmutende Stille senkte sich über den Platz dieses schrecklichen Schauspiels.

Ich hob meinen Kopf ein wenig an und schielte nach links, wo die beiden Monster lagen und sich nicht mehr rührten.

Sie waren erledigt.

Aber wer hatte sie erschossen? Ich konnte nicht daran glauben, daß es Bill und Suko gewesen waren. Die trugen keine Maschinenpistolen bei sich. Es mußte sich noch eine andere Person in der Nähe

herumgetrieben haben. Und die näherte sich dem Schlauchboot, aus dem durch die Kugellöcher an den Seiten die Luft entwich.

Ich hörte das Geräusch eines im Leerlauf tuckernden Motors und spürte das Schwingen, als sich die beiden Bootskörper außenbords berührten. Etwas klatschte hinter meinem Kopf auf die Planken, wahrscheinlich ein Enterhaken, dann neigte sich der Bootskörper abermals, als die Person hinübersprang.

Zuerst sah ich die Beine. Sie steckten in langen Stiefeln, die bis dicht unter die Knie reichten.

Ein Arm erschien in meinem Blickfeld, eine Hand ebenfalls, und dann hörte ich die Stimme, die einen französischen Akzent hatte.

»Können Sie aufstehen, Mister?«

Mich haute es fast aus den Schuhen, denn gesprochen hatte eine Frau!

***

»Das ist doch kein Traum?« fragte ich.

»Nein.«

»Und Sie, Sie sind auch kein Monster!« Ich ärgerte mich, daß meine Stimme so schwach klang.

Sie gab mir keine Antwort. Statt dessen bückte sie sich und geriet in mein Blickfeld.

Wenn man von einem seemännischen Aufzug sprechen kann, dann war sie so angezogen. Eine lange blaue Jeans, eine Öljacke in dunkler Farbe und ein Pullover darunter. Ebenfalls schwarz, fast wie die Waffe, die sie in der Rechten hielt.

Es war eine tschechische Maschinenpistole. Die Linke streckte mir die Frau entgegen. Ich ergriff sie und ließ mir von ihr auf die Füße helfen.

Wir mußten rüber auf das andere Boot, was nicht einfach war, da der flache Kahn mal weg- und im nächsten Moment wieder herangetrieben wurde, so daß die beiden Bordwände gegeneinanderschabten.

Es klappte trotzdem, und ich ließ mich auf einen kleinen Hocker fallen.

Mit der rechten Hand massierte ich meinen Nacken und deutete mit der anderen auf das Schlauchboot.

»Was ist mit den beiden dort?«

»Die sollen verrecken!« erwiderte sie hart und löste mit einer schwungvollen Bewegung den Enterhaken.

Augenblicklich trieben die Boote auseinander.

Ich lachte scharf auf. »Da muß ich mich wohl für meine Lebensrettung bei Ihnen bedanken, nicht wahr?«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Ich tue es trotzdem.«

Sie lächelte knapp und nickte mir dabei zu. Von ihrem Gesicht konnte ich nicht viel erkennen, da sie den Kragen der wetterfesten Jacke hochgeschlagen hatte. Zudem trug sie eine Pudelmütze, unter deren Rand einige blonde Haarsträhnen hervorschauten und vom Wind flatternd bewegt wurden.

Die Frau ging auf den kleinen Steuerstand zu, aber mein Ruf hielt sie auf. »Wohin fahren wir eigentlich?«

»Dorthin, wohin Sie auch wollen.«

Ich lachte. »Sie sind gut. Woher kennen Sie mein Ziel?«

»Ich ahne es.«

»Aha. Wenn Sie es schon ahnen, können Sie mir auch Ihren Namen sagen, den ahne ich nämlich nicht.«

»Janine Duc.«

»Französin?«

»Sicher.«

»Und was treibt Sie in diese Gegend?«

»Wenn Sie sich die Karte vor Augen halten, werden Sie feststellen, daß Frankreich nicht weit entfernt ist.«

»Das ist richtig. Aber sagen Sie mir bitte, was Sie tatsächlich hergeführt hat.«

Heftig drehte sie sich um. Trotz der Dunkelheit erkannte ich, wie ihr Gesicht versteinerte und sich die Augen zu Sicheln verengten.

»Rache!« sagte sie laut und gegen den Wind an. »Allein die Rache treibt mich her!«

Dann startete sie so heftig, daß es mich fast von Bord katapultiert hätte, als der Bug steil aufstieg.

Ich begriff vorerst nichts und war froh, noch am Leben zu sein…

***

»Stopp, Suko! Volle Kraft zurück!« Bill Conolly schrie die beiden Befehle. Er gab sich sehr seemännisch in seiner Ausdrucksweise und starrte noch immer durch das Glas.

»Ist das Licht wieder da?« fragte der Inspektor.

»Nein!«

»Was dann?«

»Ich sehe ein Boot. Es scheint zu sinken. Halte dich mal mehr steuerbord.«

»Wird gemacht.«

Suko fuhr einen Bogen. Bill blieb an der Reling und hielt Ausschau. Hin und wieder gab er Korrekturen durch, die Suko exakt ausführte.

»Das ist ungefähr dort gewesen, wo wir den Lichtschimmer gesehen haben«, sagte Suko.

Sie näherten sich der Stelle. Leider war ihr Boot nicht mit einem Suchscheinwerfer ausgerüstet, aber das Nachtglas zeigte dem Reporter

das sinkende Boot.

Es verging nicht mehr viel Zeit, bis Suko die Geschwindigkeit noch weiter drosselte und sich die beiden Männer praktisch an das sinkende Boot herandünen ließen.

Sie wußten beide nicht, was sie davon halten sollten. Bill hob die Schultern. Mit Taschenlampen leuchteten sie die Wasserfläche ab, sahen treibende Ruderstangen und den dicken Gummiwulst des Schlauchboots, der hin und wieder überspült wurde. Noch tauchte er schwerfällig wieder hoch, doch das Wasser stand schon kniehoch auf den Planken.

»Woher stammen die Löcher?« rief Bill fragend.

»Sieht aus, als hätte man auf das Boot geschossen.«

»Hast du Schüsse gehört?«

»Nein, dafür war das Geräusch unseres Motors zu laut. Ich habe nur keine andere Erklärung.«

»Ein Boot fährt nicht von allein. Wo befinden sich die Passagiere? Und auch John?«

»Bist du sicher, daß er auf dem Boot gewesen ist?«

»Weißt du eine bessere Erklärung?«

»Nein.« Der Inspektor trat wieder in den Steuerstand und spielte mit dem Gas. Er wollte nicht sehr schnell fahren, aber die beiden mußten sich nach Überlebenden umsehen. Das Schlauchboot lag noch nicht völlig unter Wasser. Es konnte sein, daß sich seine Passagiere in der Nähe aufhielten und im Meer trieben.

Die Stablampe brachte nicht viel Licht, aber sie erhellte doch die nähere Umgebung, und Suko wollte das sinkende Boot umkreisen.

Aus der Dunkelheit trieb ein Körper in den helleren Schein. Auch der Chinese hatte ihn gesehen, er stoppte, und Bill griff bereits nach einem an Deck liegenden Enterhaken. Mit ihm zog er die Gestalt an die Bordwand heran.

Es war eine Arbeit, die ihm keinen Spaß bereitete. Zum Glück bestätigten sich seine Befürchtungen nicht. Der Tote war ein für ihn völlig Fremder, nicht John Sinclair, wie er schon für einen Moment befürchtet hatte. Bill drehte ihn im Wasser, so daß er den Schädel des Mannes erkennen konnte. Der Reporter erschrak.

Das war kein menschlicher Kopf, der auf dem Körper des Mannes wuchs. Er sah aus wie ein Brei aus grünen Algen, der sich allmählich auflöste und von den Wellen weggetrieben wurde.

Ein Monster also!

Der Reporter schluckte. Sprechen konnte er nicht mehr. Suko erging es nicht anders. Er stand da und schüttelte den Kopf.

»Den hat es auch erwischt!« flüsterte Bill. »Kugellöcher in der Brust, und zwar eine ganze Menge.«

»Hier scheint jemand aufgeräumt zu haben!« bemerkte der Chinese,

wobei er seinen Arm ausstreckte und auf die Wasserfläche deutete. »Da treibt der nächste heran.«

Die Dünung hatte den Körper gegen eine der Ruderstangen getrieben. Es sah so aus, als wollte der Tote das Stück Holz in die Hand nehmen und damit über einen Wellenkamm gleiten.

Sie fanden auch noch eine dritte Person, die ebenfalls einen schrecklichen Schädel hatte. Er sah aus wie ein Affenkopf. Von dem Mumienschädel der zweiten Person war so gut wie nichts übriggeblieben. Das war von einem Geschoß völlig zerstört worden.

Bill und Suko standen vor einem Rätsel. Sie wußten zwar, daß sich hier ein Drama abgespielt hatte, doch wer letztendlich dafür verantwortlich war, wußten sie nicht.

Der Reporter hob den Kopf. »Hat John Sinclair aufgeräumt?« fragte er leise.

»Mit einer MPi?« Suko schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nicht daran erinnern, daß er überhaupt eine bei sich getragen hat.«

»Ja, das stimmt wohl.« Bill warf einen langen Blick über die Wasserfläche. Sie sah aus wie ein dunkler, wogender Teppich, der alles bedeckte und die Geheimnisse der Tiefe für sich behielt. »Wir hätten ihn nicht allein lassen sollen!« sagte er leise. »Nein, das hätten wir, nicht tun dürfen.« Der Reporter drehte sich um und ballte die rechte Hand.

»John ist kein kleines Kind mehr.«

»Ich war schon mißtrauisch, als er uns keine Antwort gab. Er hätte auf den Ruf des Walkie-talkies hören müssen, verstehst du?«

»Ja, ja. Trotzdem möchte ich den Kopf nicht in den Sand stecken und etwas unternehmen.«

»Was denn?«

»Wir machen uns auf die Suche nach ihm.«

Bill Conolly nickte. Er war zwar nicht überzeugt, aber was sollte es? Besser als sich in Selbstmitleid zu ergehen.

***

Ich hatte eine alte Decke gefunden und sie über meine Schultern gehängt. Sie stank zwar nach Öl, aber sie hielt wenigstens einen Teil des Windes ab, und in meiner feuchten Kleidung fror ich wie ein Schneider.

Janine Duc, diese rätselhafte Frau, die sich auf einer Rachetour befand, fuhr das Boot sehr sicher. Man merkte ihr an, daß sie so etwas konnte, und ich fühlte mich relativ sicher.

Über Walkie-talkie versuchte ich, mit meinen Freunden Kontakt aufzunehmen. Das klappte nicht mehr. Durch das Wasser war das Gerät nicht mehr funktionstüchtig.

Janine Duc hatte kein Ziel genannt. Ich hockte an Deck, fror vor

mich hin und starrte auf ihren Rücken. Sie hatte sich breitbeinig aufgebaut und lenkte das Boot über die Wellen.

Es war ein sehr schneller Flitzer. Manchmal hatte ich den Eindruck, als würden wir die langen Kämme der Dünung regelrecht abreiten. Ob sie mein zweites Niesen gehört hatte, wußte ich nicht, jedenfalls drehte sie sich um, schaute mich an, und ich sah ihr Gesicht im Schein der Instrumentenbeleuchtung.

Zum erstenmal lächelte sie weich. »Wir werden uns gleich treiben lassen, dann kann ich etwas für Sie tun.«

»Das wäre nett.«

Nach zwei Minuten hielt sie ihr Versprechen, stellte den Motor ab und kam zu mir. Die gekrümmte Heckbank, auf der ich meinen Platz gefunden hatte, war sehr kurz. Unsere Körper berührten sich, ich nieste wieder, und als ich den Kopf hob, sah ich, daß die Frau eine Thermoskanne in der Hand hielt und eine flache Flasche aus ihrer Jacke hervorholte. »Trinken Sie«, sagte sie.

»Danke.« Ich schraubte die Flasche auf. Der Geruch von Cognac wehte mir entgegen.

Der Schluck tat gut. Er wärmte mich vom Magen her durch. Als ich Janine die Flasche zurückgab, hatte sie schon die Kanne geöffnet.

»Es ist heißer Kaffee.«

»Danke.«

Er war nicht nur heiß, auch schwarz und stark. Die Kälte verschwand aus meinem Körper. Ich spürte, wie die Lebensgeister zurückkehrten, nur in meinem Kopf lag nach wie vor das dumpfe Gefühl.

»Sie können die Kanne ruhig leertrinken, wenn Sie wollen. Ich habe noch eine in Reserve.«

»Nein, danke, es reicht.«

Janine Duc stellte sie ab. »Leider habe ich keine andere Kleidung für Sie. Sind Sie anfällig für Erkältungen?«

»Bis jetzt war ich es nicht.«

»Dann werden Sie das hier auch überstehen.«

»Ich hoffe es, schließlich möchte ich wissen, wo uns der Weg hinführt.«

Sie warf mir einen langen Blick zu und hob die Schultern. Sonst gab sie keine weiteren Erklärungen ab.

»Weshalb sagen Sie nichts?«

»Lassen wir das. Ich möchte, da ich Ihnen das Leben gerettet habe, wie Sie selbst sagten, einen kleinen Beweis Ihrer Dankbarkeit.«

»Raus mit der Sprache.«

»Wer sind Sie, und aus welch einem Grund hat man Sie angegriffen? Was haben Sie mit den Monstern zu tun gehabt?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Bon, Sie sind Engländer, ich bin Französin. Anscheinend haben wir

das gleiche Problem.«

»Vincent van Akkeren!« erklärte ich und hielt mein Gesicht in den weichen Seewind.

»Genau.«

»Ich jage ihn schon seit einer Weile. Von Beruf bin ich Polizist. Scotland-Yard-Beamter, und Vincent van Akkeren ist ein Mensch, dem man das Handwerk legen muß.«

»Ist er ein Mensch?« fragte sie.

Ich verzog die Mundwinkel. »Wenn Sie so etwas sagen, habe ich den Eindruck, daß Sie mehr wissen, Janine.«

»Vielleicht.«

»Dann klären Sie mich auf.«

Sie lachte mich an. »Eine andere Frage zuvor. Halten Sie mich für eine Killerin oder schießwütige Person?«

»Nein. Sie haben ja nicht ohne Grund so gehandelt. Ich würde es als Notwehr bezeichnen. Zudem habe auch ich eines der Monster erledigt.«

»Ich bin froh, daß Sie es so sehen und die Grenzen nicht so eng ziehen.« Janine Duc hob den Kopf und starrte über die Wasserfläche hinweg. »Ich hatte Ihnen vorhin etwas von einer Rache gesagt, und damit habe ich nicht gelogen. Ich befinde mich tatsächlich auf einer Rachetour.«

»Gegen van Akkeren?«

»Wer sollte es sonst sein? Ich hasse diesen Mann.« Ihre Stimme wurde schärfer. »Ja, ich hasse ihn!«

»Was hat er Ihnen getan?«

»Er hat mir einen Menschen genommen, den ich liebte.«

»Ihren Mann?«

»Nein, ich war nicht verheiratet. Vielleicht hat der andere gar nicht gewußt, daß ich ihn geliebt habe.« Sie lachte hart auf. »Er hieß Jacques Delormes, war ein bekannter Anwalt mit Praxen in verschiedenen Städten, und ich arbeitete bei ihm als seine Sekretärin oder Assistentin…«

Janine Duc begann nicht nur zu reden. Aus ihrem Mund sprudelte es förmlich hervor. Ich erfuhr die Geschichte so, wie sie sich zugetragen hatte, und ich überhörte auch nicht die Tragik, die in ihren Worten mitschwang. Diese Frau hatte von einer unerfüllten Liebe geträumt. Es war ihr manchmal klar gewesen, daß sie den anderen Mann nie hätte für sich gewinnen können, was ihre Liebe jedoch um keinen Deut schmälerte.

Nachdem sie sich ausgesprochen hatte, ließ ich sie für eine Weile in Ruhe. Sie saß neben mir und hielt den Kopf gesenkt, den Blick starr auf die Füße gerichtet.

»Ich kann Sie verstehen, Janine.«

»Das sagen Sie nur so. Aber glauben Sie mir, ich werde nie aufhören, ihn zu hassen, und ich habe nur noch ein Ziel: ihn tot vor meinen Füßen liegen zu sehen. Er hat einen Fehler gemacht. Er wollte zwar Dokumente verschwinden lassen, was ihm ja auch gelungen ist, aber ich weiß, welche Insel er gekauft hat. Und dort fahre ich hin.«

»Sie ist auch mein Ziel.«

Die Frau drehte den Kopf. Auf ihrer Haut schimmerten Wassertropfen. »Zu zweit sind wir vielleicht stärker. Aber weshalb jagen Sie ihn? Doch nicht auch aus persönlichen Motiven?«

»Nein, das nicht.«

»Ich weiß, Polizisten müssen so etwas aus dem Spiel lassen. Werden Sie mich behindern?«

»Ich werde auf Sie achtgeben.«

»Danke, aber ich komme allein zurecht.«

»Glauben Sie. Van Akkeren ist ein nicht zu unterschätzender Gegner. Er ist brandgefährlich, und er geht über Leichen. Er ist ein Mensch, der sich mit einer anderen Macht verbunden hat.«

Ihre Augen wurden schmal. »Manchmal habe ich gedacht, daß er sogar der Teufel ist.«

»Da liegen Sie gar nicht mal zu sehr daneben.«

»Wer ist er denn wirklich, und was werfen Sie ihm vor?«

»Verbrechen. Mord, Entführung, unter anderem. Wer er wirklich ist…« Ich hob die Schultern. »Meine Güte, das ist eine lange Geschichte.«

»Sie wollen nicht reden.«

»Es hätte keinen Sinn. Nur soviel möchte ich Ihnen sagen. Rechnen Sie mit dem Schlimmsten und auch mit lebensgefährlichen Überraschungen.«

»Ja, die drei Monster kamen auch nicht von ungefähr.«

»Eben.«

»Sie waren echt, nicht? Keine Männer, die Masken trugen…«

»Leider.«

»Wie ist es möglich?«

»Ich deutete vorhin an, daß er mit Mächten in Verbindung steht, die man als Schwarze Magie bezeichnet. Mehr kann ich Ihnen dazu leider nicht sagen.«

Sie räusperte sich. »Allmählich glaube ich es auch. Und er hat eine Insel, auf der er schalten und walten kann, wie er will. Sie gehört ihm, das ist sein Reich.«

»Er ist ein Medien-Mensch«, antwortete ich. »Van Akkeren hat Filme gemacht. Er bezeichnete sich als Regisseur und Grusel-Star.«

»Drehte er Horror-Streifen?«

»Auch. Aber Filme, über deren Inhalt man besser den Mantel des Schweigens decken sollte. Sie waren furchtbar, ich kann darüber kaum

sprechen. Und jetzt scheint er sich wieder in diesem Metier zu betätigen, denn seine neue Firma, die er gegründet hat, nennt sich *Ocean Broadcasting* und hat ihren Sitz eben auf dieser Insel.«

»Strahlt er von dort aus?«

»Ja.«

»Das kostet doch. Er braucht Sendeanlagen…«

»Die waren vorhanden. Wir haben uns erkundigt. Vor einiger Zeit muß es in diesem Gebiet mal einen Piratensender gegeben haben. Die Mitarbeiter des Senders haben die Insel verlassen, aber die Technik dort gelassen. Van Akkeren brauchte sich nur in ein gemachtes Nest zu setzen.«

»Ich will nur van Akkeren!«

»Das will ich auch. Nur müssen Sie erst einmal an ihn herankommen. Im Büro Ihres Chefs haben Sie ihn gesehen, da war es leicht gewesen, ihm gegenüberzutreten, aber jetzt wird er sich abgesichert und geschützt haben.«

»Durch diese Monster, die ich erledigen konnte?«

»Unter anderem. Sollten wir die Insel erreichen, müssen wir bei van Akkeren mit allen Tricks rechnen. Der hat es faustdick hinter den Ohren und hat Unterstützung aus schwarzmagischen Kreisen. Sie dürfen alles machen, ihn aber nur nicht unterschätzen.«

»Das werde ich schon nicht.«

Ich hatte noch eine sehr wichtige Frage. »Wissen Sie denn, wo die Insel genau liegt?«

»Ja, ich habe alles im Kopf.«

»Wie lange werden wir noch unterwegs sein?«

Sie hob die Schultern. »Das kommt auf die Strömungsverhältnisse an. Aber nicht länger als eine halbe Stunde.«

»Wissen Sie, wie groß die Insel ist?«

»Nicht genau. Sie ist sehr felsig, hat aber Buchten, in die man einlaufen kann.«

»Das ist viel wert.«

Janine Duc stand auf. Sie schaute von oben herab auf meinen Kopf. »Werden wir Partner sein?«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Gut.« Sie reichte mir die Hand. »Ich hoffe, daß wir alles heil hinter uns bringen können.«

Dann ging sie zum Unterstand, duckte sich und startete den Bootsmotor. Welch eine Frau! Und doch nicht so ungewöhnlich, denn die Geschichte lehrt uns, daß es oft genug Frauen gegeben hat, die durch ihren Haß Berge versetzen konnten.

Sie fühlte sich anscheinend gut. Ich weniger, denn die Nässe machte mir zu schaffen. Die Kleidung war längst nicht getrocknet.

Sie klebte auf der Haut. Eigentlich hätte ich mich bewegen müssen,

was auf dem kleinen Boot jedoch schlecht möglich war.

Auf der Dünung »ritten« wir weiter einem mir unbekannten Ziel entgegen.

Eine Frau und ich gegen van Akkeren. Konnte das gutgehen?

Optimistisch war ich nicht…

***

Der Himmel hatte sich nicht aufgehellt. Noch immer verdeckte das breite Band aus Nachtwolken unsere Sicht auf die Gestirne. Aber es war nicht so dunkel, als daß wir die Insel nicht hätten sehen können, denn vor uns aus dem Meer erhob sich ein gewaltiger, kantiger Schatten, der wie eine riesige Faust aussah, auf deren Spitze ein bläuliches Licht schimmerte.

Dort mußte eine Lampe brennen. Das Licht wirkte in der Dunkelheit wie ein einsam stehender Stern.

Die Meeresbrandung wuchtete gegen die Klippen und die steilen Felsen. Die schwierigste Arbeit lag noch vor uns, denn Janine Duc mußte das Boot durch die Brandung steuern.

Sicherlich hatte das Eiland auch einen Hafen. Aber dort legten wir nicht an.

Mit langsamer Fahrt fuhr unser Boot auf die Brandung zu. Wir wurden praktisch in eine kleine Bucht hineingedrückt, wo sich ein Ministrand befand und Felsen wie Köpfe aus den Fluten ragten.

Ich war zum Bug des Bootes geturnt, hatte mir eine Leine geschnappt und sprang an Land.

An einer Felskante taute ich das Boot fest, das wir anschließend auf den Strand zogen.

Janine hatte ihre MPi mitgenommen. Sie hielt sie in der rechten Hand. Die wasserfeste Jacke trug sie nicht mehr. Das Kleidungsstück hätte sie zu sehr behindert.

»Können Sie gut klettern?« fragte ich.

»Wieso?«

Ich deutete auf die dunkel aufragenden Felsen. Die Wände waren sehr steil. »Da müssen wir hoch.«

»Ich habe einige Urlaube in den Alpen verbracht. Die Wanderungen dort waren auch kein Spaziergang. Wir haben sogar biwakiert. Außerdem mußten wir uns bei manchen Passagen anseilen.«

»Ein Seil fehlt uns hier.«

»Ich habe auch keine Haken an Bord.«

»Versuchen wir es so.«

»Wahrscheinlich wird die Insel überwacht. Wir sollten möglichst in Deckung bleiben.«

»Sie vielleicht, Janine, ich weniger.«

»Wieso?«

»Ich bin angemeldet und ganz offiziell zu van Akkerens Horror-Quiz eingeladen. Er produziert ja auf dieser Insel seine Sendung und strahlt sie von hier aus. Der ist abgebrüht wie kein zweiter.«

»Das wußte ich ja gar nicht.«

»Sorry, ich vergaß, es Ihnen zu sagen.«

Sie wirkte sehr nachdenklich. »Dann hätten Sie ja einen fabelhaften Einstieg.«

»Genau, wobei ich van Akkeren gleich erklären könnte, was mit seinen drei Boten geschehen ist.«

»Dafür wird er Sie killen.«

Ich hob die Schultern. »Rechnen muß man mit allem.«

»Bei einem Quiz kann man doch was gewinnen.« Sie hielt mich am Arm fest. »Was ist hier der erste Preis?«

»Möglicherweise ein Ehrenplatz in der Hölle«, erwiderte ich sarkastisch und wechselte das Thema. »Noch etwas, Janine, halten Sie sich bitte zurück, so gut es geht.«

»Das kann ich nicht versprechen.«

»Sie wollen doch weiterleben?«

»Manchmal ist mir das egal.«

Ich sah sie an, schüttelte den Kopf, holte meine lichtstarke Leuchte hervor und suchte nach einem Aufstieg.

Wir hatten Glück, denn der Strahl glitt in einen Spalt hinein, der wie ein Pfad aussah. »Den nehmen wir«, entschied ich.

Sie ließ mich vorgehen. Es war stockfinster. Ich brauchte die Lampe, denn wir mußten über am Boden liegendes Geröll klettern, so daß unser Weg ziemlich beschwerlich wurde.

Wenig später mußten wir klettern. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Vorstehende Felskanten benutzten wir wie die Stufen einer Treppe, hielten uns dabei fest, zogen uns höher, und ich mußte Janine ein Kompliment machen. Sie klagte nicht und hielt gut mit.

Wahrscheinlich hatte sie in den Alpen einiges gelernt.

In der Höhe wurde es noch einmal schwierig. Da mußten wir nicht nur klettern, sondern schon turnen und uns manchmal mit Klimmzügen weiterhangeln, weil Gestein überhing.

Auch das schafften wir und standen schließlich auf einem hochliegenden Inselplateau, von dem aus wir einen ausgezeichneten Blick über das ganze Eiland hatten. Sogar darüber hinweg, bis hin zum Meer, wo die Brandung gegen die Steilklippen hämmerte.

»Wie kommen die Leute nur von der Insel weg?« fragte Janine.

Ich winkte ab. »Die werden sich Treppen und Steigen gebaut und einen kleinen Hafen angelegt haben.«

»Sie wissen Bescheid.«

»Ja, ich kenne ähnliche Inseln.«

Obwohl es dunkel war, klärte sich allmählich unser Blick, und ich

erkannte die barackenähnlichen Bauten, die sich vom Untergrund abhoben. Auf einigen Dächern blitzte etwas, wenn es sich bewegte.

Das konnten nur die großen Antennen sein, die sich im Wind bewegten. Selbst einen Sendemast sahen wir. Er schob sich wie ein hochgereckter Zeigefinger in den dunklen Himmel.

Menschen entdeckten wir nicht. Dafür einige Lichter. Sie schimmerten hinter den Barackenfenstern und schienen uns herbeilocken zu wollen.

»Haben Sie schon ein Ziel?« fragte Janine.

»Ja. Ich gehe davon aus, daß sich das größte Studio in dem größten Bau befindet.«

»Sie wollen in die Höhle des Löwen?« Ihre Stimme klang leicht erstaunt.

»Ja, ich möchte mich als Kandidat vorstellen.«

»Das ist Selbstmord.«

Ich hob die Schultern. »Glauben Sie nur nicht, daß ich waffenlos bin. Ich kann mich wehren.«

»Das habe ich auf dem Boot gesehen«, erwiderte sie sarkastisch.

»So etwas zähle ich nicht und betrachte es als eine Ausnahme.«

Als wir uns den Bauten näherten, gab es keine Deckung. Ich hielt nach irgendwelchen Scheinwerfern Ausschau, sah aber nichts dergleichen, das auf eine Überwachungsanlage hingedeutet hätte.

Dennoch ging ich davon aus, daß man uns entdeckt hatte.

»Eines möchte ich Ihnen noch sagen, John. Wenn Sie es schaffen und van Akkeren gegenüberstehen, lassen Sie sich keine Karte von ihm geben. Ich habe das Gefühl, daß sie Unglück bringt.«

»Ja, sie zeigt den Tod.«

»Glauben Sie denn an Kartenmagie?«

»Man soll sie nicht unterschätzen«, antwortete ich diplomatisch.

Wir hatten uns abgesprochen, daß ich zu den Hütten ging und Janine zunächst einmal zurückblieb.

Als ich gehen wollte, drückte sie mich kurz an sich. »Gib auf dich acht, Polizist.«

»Klardoch.«

Sie blieb zurück, aber ich sah sie nicht mehr. Wie eine Partisanenkämpferin hatte sie sich geduckt und war mit dem Schatten des Bodens verschmolzen.

Mein Ziel war das größte Gebäude. Natürlich stand ich unter großer Spannung. Bei jedem Schritt, den ich hinter mich brachte, steigerte sich dieses Gefühl. Ich war allein, nur der Wind, der mächtig aufgefrischt hatte, fuhr in mein Gesicht. Meine Kleidung war mittlerweile trocken geworden. Ich fühlte mich gut in Form, trotz des Drucks in meinem Nacken.

Kein Zaun hielt mich auf, aber ich entdeckte nahe der ersten Bauten

etwas anderes. Sie befanden sich am Boden und sahen aus wie schräggestellte, große Glasaugen.

Es waren die von mir schon so lange vermißten Scheinwerfer.

Einer stand direkt neben einer kleinen Baracke, hinter deren Fenstern Licht brannte.

Sie lagen nicht sehr hoch, so daß ich bequem hindurchschauen konnte und in einen leeren Raum blickte. Das heißt, leer war er nicht. Einige Feldbetten standen an den Wänden und bildeten jeweils zwei Etagen.

Zwischen den Baracken hatte man so etwas wie Wege angelegt.

Sogar ein Fahrzeug passierte ich. Es war ein Jeep, für unwegsames Gelände gut geeignet.

Nach wie vor interessierte mich die größte Baracke. Und man ließ mich auch gehen, obwohl ich das Gefühl nicht loswurde, von allen Seiten beobachtet zu werden.

An der Barackenwand klebte eine Leuchtschrift, die nicht eingeschaltet war. Beim Näherkommen entzifferte ich das Wort Studio.

Hier war ich genau richtig.

Die Doppeltür an der Schmalseite bestand aus zwei Hälften und ließ sich leicht öffnen.

Noch einmal holte ich tief Luft, bevor ich die Schwelle übertrat.

Auch in dieser Baracke sah ich vorerst keinen Menschen. Ein Flur führte in die Tiefe hinein. Er war mit einem dünnen, grauen Teppichboden belegt. Rechts vom Eingang befand sich eine Kabine.

Wahrscheinlich hockte in ihr tagsüber ein Portier oder Wachmann.

Jetzt war sie verwaist. Überhaupt fiel mir die Ruhe auf. So etwas war ich von einem Studio nicht gewohnt, wenn nicht gerade gesendet wurde.

Dieser Bau hier wirkte so, als hätten ihn die Mitarbeiter verlassen und alles liegen- und stehenlassen, was ich mir wiederum kaum vorstellen konnte.

Das Licht reichte aus, um sich zu orientieren.

Angespannt durchschritt ich den Gang, passierte mehrere Türen ohne Beschriftung und erreichte schließlich den Eingang zum Studio, denn das Wort stand in kleinen Buchstaben über der Türkante.

Ich blieb stehen und warf einen Blick zurück.

Niemand war mir gefolgt. Auch Janine Duc hatte sich an meinen Rat gehalten.

Wer A sagt, soll auch B sagen. Und van Akkeren gehörte zu den Typen, bei denen ich alles vergaß. Manchmal auch die Vorsicht.

Die Tür hatte einen Knauf. Behutsam drehte ich ihn herum, weil ich möglichst kein Geräusch verursachen wollte, und die Tür ließ sich tatsächlich lautlos aufschieben.

Ich nahm den Geruch auf und dachte daran, daß er für ein Studio typisch war. So trocken und staubig, dabei mit einem Hauch von Schminke oder Puder versehen, jedenfalls anders als in normalen Wohnungen.

Es war relativ groß. Die hohen Standscheinwerfer nahmen mir einen Teil der Sicht. Zwei Kameras entdeckte ich trotzdem.

Sehr vorsichtig trat ich über die Schwelle. In meinem Nacken spürte ich das Kribbeln. Die Beleuchtung zeigte eine normale Stärke, nichts war ungewöhnlich. Eine Lautsprecherstimme begrüßte mich.

»Willkommen als mein Ehrenkandidat, John Sinclair!« sagte Vincent van Akkeren und lachte abartig.

***

Janine Duc war zurückgeblieben, obwohl es ihr überhaupt nicht paßte, aber sie sah ein, daß man, wenn man getrennt vorging, doch mehr Chancen hatte.

Wurde der eine überwältigt, war noch immer der andere da, um ihn rauszuhauen.

Wie Janine diesen van Akkeren haßte! Sie hätte früher nie gedacht, daß ein Mensch zu einem so starken negativen Gefühl fähig sein konnte. Bei sich selbst hatte sie es erlebt, und der Haß war gewachsen, je mehr Zeit verstrich.

Man hatte ihr den Geliebten genommen. Zwar war die Liebe sehr einseitig gewesen, dennoch hatte sie immer wieder an diesen Mann gedacht und auch von ihm geträumt.

Das war vorbei!

Bei diesem Gedanken stieg ihr das Blut in den Kopf, und sie umfaßte den Kolben der Maschinenpistole fester. Sollte ihr van Akkeren vor die Mündung laufen, würde sie keine Sekunde zögern und sofort abdrücken.

Sie wollte ihn im Hagel der Kugeln fallen sehen, um jubeln zu können. Noch war es nicht soweit. Statt dessen schaute sie John Sinclair nach, der den Baracken entgegenschritt. Seine Gestalt verschmolz allmählich mit den über dem Plateau liegenden Schatten.

Sie war allein.

In einer kleinen Mulde hatte Janine ihren Platz gefunden und sich trotzdem geduckt. Nur ein Teil ihres Kopfes schaute hervor, so daß sie ihre Blicke über die freie Fläche wandern lassen konnte. Der Wind brachte den typischen Geruch des Meeres mit. Er wirbelte aber auch Staub auf, der in langen Bahnen über die flachen Plateaus getrieben wurde und sich irgendwo dem Wasser entgegensenkte.

Janine Duc rechnete mit dem Heulton einer Sirene oder dem plötzlichen Aufflammen irgendwelcher Scheinwerfer. Wer hier lebte und etwas zu verbergen hatte, der mußte doch Alarmanlagen

eingebaut haben.

Die Insel blieb friedlich.

Ein trügerischer und fast schon gefährlicher Friede, der sehr schnell wieder zerstört werden konnte.

Sinclairs Ziel war die große Baracke. Janine richtete ihren Blick dorthin. Vielleicht konnte sie den Engländer noch einmal sehen, bevor er sie betrat.

Das klappte auch nicht, und so blieb Janine Duc mit ihren haßerfüllten Gedanken allein.

Van Akkeren war für sie das rote Tuch. Sie wartete auf ihn, sie hoffte, daß er erscheinen würde und in eine Kugelgarbe lief. Aber sie schaffte es auch, diesen Gedanken wieder zu verdrängen und sich auf die Realitäten zu konzentrieren.

Sie hockte hier auf der einsamen Insel und sollte warten, bis etwas geschah. Aber was würde sein, wenn John Sinclair es nicht schaffte und die andere Seite ihn überwältigte? Dann stand sie als Frau ganz allein und wahrscheinlich einer Reihe von monströsen Feinden gegenüber.

Sie hatte die drei Monster auf dem Schiff noch längst nicht vergessen.

Und es passierte etwas.

So plötzlich und überraschend für Janine Duc, daß sie zusammenzuckte und sich flach hinlegte.

Zwar hatte sie niemand überrascht, aber das Aufflammen eines Scheinwerfers hatte sie erschreckt, denn dieser lange Lichtstrahl, nahe der Barackensiedlung aufgeflammt, wanderte, weil jemand den Scheinwerfer fernsteuern mußte. Und er schwenkte auf sie zu.

Janine hatte den günstigen Augenblick verpaßt. Jetzt konnte sie nicht mehr aus ihrer Mulde hervorhuschen und weglaufen. Sie wäre unweigerlich in den breiten, hellen Streifen geraten.

Deshalb preßte sie sich auf den Boden und wartete mit vibrierenden Nerven.

Der Strahl huschte herbei. Kein Geräusch war zu hören. Er erhellte die unmittelbare Umgebung der Mulde und strich darüber hinweg.

Janine hatte den Kopf ein wenig zur Seite gedreht. Dabei hielt sie die Augen geöffnet. So konnte sie erkennen, daß die Lichtmenge auch die Mulde ausfüllte und ihre Gestalt konturenscharf nachzeichnen mußte. Wie ein Schleier hüllte das kalte Licht sie ein. Sie rechnete damit, daß der Strahl auf sie fixiert bleiben würde, und wartete auf die Schüsse und den Tod.

Das Licht wanderte weiter.

Nicht so schnell wie vor Sekunden, eher langsamer. Janine Duc stieß zischend den Atem aus, aber beruhigt war sie dennoch nicht.

Nach wie vor wühlte die Furcht vor einer endgültigen Entdeckung in ihrem Innern.

Obwohl es ihr schwerfiel, wartete sie. Wanderte der Strahl weiter, oder blieb er?

Sie wälzte sich auf die rechte Seite, peilte über den Muldenrand hinweg und sah den hellen Lichtstreifen, der sich nicht mehr bewegte, sondern auf einen Punkt der Insel konzentriert blieb, wo er einen weißen Kreis auf das Gestein malte.

Die Französin schätzte die Entfernung ab. Das waren ungefähr fünf Schritte, also weit genug.

Sie konnte es wagen.

Sehr behutsam drückte sie sich hoch und verließ geduckt ihre Deckung, die MPi unter dem rechten Arm. Sie rechnete damit, daß nicht nur ein Scheinwerfer auf dem Plateau stand. Zwischen den Baracken waren bestimmt noch mehr dieser Dinger versteckt.

Genau dort wollte sie hin.

Sie hatte keine andere Wahl. Sie mußte sich wie Sinclair in die Höhle des Löwen wagen. Möglicherweise gab es dort einen Platz, an dem sie sich verbergen konnte.

Und so lief sie weiter. Sehr aufmerksam, aber mit raumgreifenden Schritten. Sie bewegte den Kopf in verschiedene Richtungen. Die Gefahr kam jedoch von vorn.

Vor ihr explodierte eine Sonne!

Jedenfalls glaubte sie das im ersten Augenblick. Die Welt schien vor ihren Augen zu zerbersten, in Tausende von Teilen zu zerfliegen, und Janine stoppte hastig, wobei sie den rechten Arm hochriß und die Hand vor die Augen preßte.

Erst jetzt wurde ihr bewußt, daß nichts explodiert war. Man hatte sie geblendet.

Sie warf sich zur Seite. Hart fiel sie auf die Schulter, rollte sich noch weiter und geriet aus dem Lichtkreis des Scheinwerfers. Jetzt sah sie dessen Standort. Er befand sich zwischen zwei Baracken, wo ein Weg begann.

Und er bewegte sich…

Träge, nahezu provozierend, als sei er sicher, daß ihm das Opfer nicht entwischen würde.

Janine glitt zur Seite. Auch jetzt wagte sie es nicht, sich wieder aufzurichten. Deshalb behielt sie die geduckte Haltung, bei, hatte nur die Richtung geändert und huschte parallel zum Strahl des Scheinwerfers auf ihr Ziel zu.

Dann strahlte ein dritter auf.

Der jagte von der rechten Seite her auf sie zu, glitt zwar vor ihr vorbei und wurde geschwenkt, so daß er sie unweigerlich erfassen mußte.

Janine schrie vor Wut.

Bevor das Licht sie blenden konnte, riß sie die Maschinenpistole hoch

und feuerte darauf.

In den letzten Tagen hatte sie das Schießen geübt. Sie wußte, wie man die Waffe einzustemmen hatte, um ein Ziel auch treffen zu können. Und Janine war eine gelehrige Schülerin gewesen. Als sie das Platzen des Glases vernahm, jubelte sie auf. Der Ruf wurde vom Hämmern der Waffe übertönt, und die Frau nahm sofort den Finger vom Abzug.

Einer weniger.

Durch ihr Lachen machte sie sich selbst Mut. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und überlegte, ob sie auch die anderen »auspusten« sollte. Zu einer Entscheidung ließ man ihr keine Zeit, denn sie stand schon in der Schußlinie.

Es waren keine Kugeln, die man auf sie abfeuerte, sondern Lichtstrahlen. Breit blendend und genau gezielt. Im Krieg hatten die starken Scheinwerfer der Flakbatterien ebenfalls den Nachthimmel auf diese Art und Weise aus der Dunkelheit gerissen.

Aber Janine war kein Flugzeug, sondern ein Mensch, der durch den Schock und die Furcht wie gelähmt war.

Nicht einmal den kleinen Finger rührte sie, und sie spürte, wie die Maschinenpistole allmählich schwer in ihrer Hand wurde. Aber sie ließ die Waffe nicht los und klammerte sich an sie wie an einen Rettungsanker.

Eine kalte Lautsprecherstimme hallte über das Plateau. Sie schien ihren Ursprung irgendwo in der gleißenden Helligkeit vor ihr zu haben, und Janine hörte auch den triumphierenden Unterton heraus.

»Du hast keine Chance, gib auf!«

Die Frau atmete heftig. Sie brauchte Luft, um die nächste Frage stellen zu können. »Sind Sie das, van Akkeren?«

»Wer weiß!«

Da drehte sie fast durch. Janine dachte nicht mehr an das »Kreuzfeuer« der Scheinwerfer. Sie hatte ihn gehört, und ihr gesamter Haß, den sie diesem Mann entgegenbrachte, strömte aus ihr hervor.

»Du verfluchter Mörder! Du Bastard! Zeig dich endlich! Ich will dich sehen! Ich will dir Auge in Auge gegenüberstehen und mit dir abrechnen, van Akkeren…!«

Das letzte Wort verhallte, und sie vernahm nur noch ihren eigenen keuchenden Atem.

Den Kopf hielt sie gesenkt, die Augen halb geschlossen. Janine wollte nicht mehr an die verdammten Lichtlanzen denken, die sie eingekreist hatten.

Sie zitterte, sie suchte nach einem Ausweg und dachte daran, die MPi hochzureißen und wild um sich zu feuern. Vielleicht erwischte sie dann die Hälfte der Scheinwerfer, aber es blieb bei diesem Vorsatz, denn sie vernahm plötzlich Schritte.

Leise und schleichend. Nur waren es nicht zwei Füße, die über den Untergrund schlichen, sondern mehrere.

Wie viele, das konnte sie nicht sagen, aber auf ihren Rücken hatte sich eine Gänsehaut gelegt.

Man kreiste sie ein.

Als sie den Kopf hob und ihn nach rechts und links drehte, wirkte es so, als stünde eine Marionette auf der Bühne, um sich vor einem Publikum zu präsentieren.

Wer aber waren die Zuschauer?

Sie hätte sie gern gesehen, doch wo sie auch hinsah, wurde sie von den gleißenden Strahlen geblendet.

Weg! Du mußt weg! Noch lebst du! Das hämmerte sie sich ein und setzte den Gedanken auch sofort in die Tat um. Ein wenig sackte sie in die Knie, dann schnellte sie zur Seite, die MPi fuhr ebenfalls in einem Halbkreis herum, und mit zwei gewaltigen Sätzen versuchte Janine, der Lichtfülle zu entgehen.

Sie schaffte es nicht. Sie sah nicht einmal, wer da in ihre Nähe gekommen war. Nur als sie gegen ein Hindernis rannte und zurückprallte, drang ein Schrei der Angst aus ihrem Mund.

Sie schoß noch.

Ob sie getroffen hatte, konnte sie nicht sehen, weil man sie wieder in die Fülle des Lichts zurückgestoßen hatte. Hinter ihrem Rücken richtete sich jemand auf, und der griff zu.

Janine spürte die Klaue auf der Schulter. Sie wollte sie noch abschütteln, der Griff war einfach zu fest. Mit einer Drehung wurde sie zu Boden geschleudert.

Auf der Seite blieb sie liegen, schaffte es dann, sich wieder auf die Knie zu erheben, doch dann traf sie der nächste Schlag.

Und der lähmte die Bewegungsfähigkeit ihres rechten Arms. Sie konnte die Maschinenpistole nicht mehr halten. Die schwere Waffe rutschte aus ihrer Hand und fiel zu Boden.

Das Geräusch, mit dem sie aufprallte, hatte für sie etwas Endgültiges. Zwar konnte sie noch den linken Arm bewegen, sie warf sich auch herum, aber sie kam nicht mehr an die Waffe. Ein behaarter Fuß, mehr eine Tatze, stellte sich auf ihre Schulter und drückte sie auf den Rücken.

So blieb sie liegen, den Blick in die Höhe gerichtet, da sie ihre Peiniger auch sehen wollte.

Es waren mehrere. Sie kamen aus dem Licht und wirkten dabei wie Außerirdische aus dem Spielberg-Streifen »Unheimliche Begegnung der Dritten Art«.

Jemand trat die Maschinenpistole aus ihrer Griffweite. Danach zogen die anderen den Kreis noch enger.

Und sie beugten sich zu ihr hinab.

Fünf furchtbare Fratzen starrten sie an. Eine schlimmer als die andere.

Pranken griffen nach ihr, tasteten über ihren Körper, packten zu und zogen sie hoch.

Janine Duc schrie. Sie strampelte auch. Beides half nicht. Gegen fünf Monster hatte sie nicht die Spur einer Chance.

Man schleifte sie weg, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte…

***

Und ich war begrüßt worden!

Damit hatte sich meine Vermutung bestätigt, daß van Akkeren sehr genau informiert war. Er hatte gewußt, daß ich kommen würde, und mich schon erwartet.

Als Ehrenkandidat sollte ich bei seinem Horror-Quiz teilnehmen.

Okay, ich war da und würde ihm den Gefallen tun. Aber noch hatte ich mich nicht bewegt, und das irritierte ihn.

»Willst du nicht näher kommen?«

»Zeig dich, van Akkeren!«

»Oder wartest du darauf, daß die Kameras anfangen zu laufen?« fragte er mich. »Bist du jetzt ein Star geworden?«

»Den Horror-Star überlasse ich dir, van Akkeren.«

Er lachte. »Ja, ich versuche mich wieder auf dem Gebiet der Unterhaltung.«

»Das habe ich inzwischen gemerkt.«

»Mich wunderte es nur, daß du so schnell darauf gekommen bist, Sinclair. Ich hatte dich eigentlich erst später erwartet.«

»Es ist gut, wenn man gewisse Dinge schon in den Anfängen stoppt.«

»Aber mich wirst du doch nicht stoppen wollen. Wir werden uns ein Duell liefern. Ich als Quizmaster, du als Kandidat. Komm ruhig näher, das Studio ist bereit.«

Er hatte nicht gelogen, denn plötzlich flammten vor mir mehrere Scheinwerfer auf und warfen ihre Strahlen in den Raum, den van Akkeren als Studio bezeichnet hatte.

Es unterschied sich tatsächlich nicht von den Fernsehstudios, die ich kannte.

Zahlreiche Kabel lagen wie Schlangen auf dem Boden und bildeten gleichzeitig Stolperfallen. Die Scheinwerfer erinnerten mich an Glotzaugen. Ich sah auch die Kameras, die auf ihren Einsatz warteten.

Der Weg, den ich nehmen mußte, war vorgezeichnet. Ich folgte den weißen Kreuzen auf dem Boden, stieg über die Kabel hinweg und gelangte gewissermaßen in das Herz des Studios, wo der Moderator und sein Kandidat bei den Aufnahmen saßen.

Auf dem Bildschirm wirkte es sicherlich anders, hier konnte ich es nur mit dem Wort nüchtern umschreiben.

Ein Tisch, zwei Stühle davor und ein Standmikrofon auf der Tischplatte. Dahinter begann die Dekorationswand, und sie war das eigentlich Interessante an diesem Raum.

Auf der Wand sah ich Spielkarten. Zuerst dachte ich an die Tarotkarten, aber diese hier zeigten andere Motive.

Es waren gefährliche Monster oder einfach nur Monsterköpfe. Den Gorillaschädel entdeckte ich ebenso unter ihnen wie einen Skelettkopf, ein Gespenst im weißen Umhang und mit blutrotem Kragen.

Der Werwolf war vertreten, der Vampir ebenfalls, und van Akkeren, der mich lauernd betrachtete, gab seinen Kommentar ab.

»Gefällt dir meine kleine Monster-Galerie?«

»Das ist Geschmackssache.«

»Ich hatte dir ja drei geschickt.«

»Sicher.«

Er hockte auf einem Stuhl und sah mich an. Verändert hatte er sich nicht. Noch immer wirkte sein Gesicht ein wenig fleischig. Er bevorzugte auch nach wie vor dunkle Kleidung, unter der er allerdings ein weißes Hemd trug. Seine Finger waren lang und schmal. Beide Hände hatte er flach auf den Tisch gelegt, und als er seinen Kopf mit den schwarzen, schon leicht grau werdenden Haaren nickend bewegte, deutete er damit auf den zweiten Stuhl.

»Setz dich!«

Ich tat ihm den Gefallen und nahm vorsichtig Platz. Er lachte, als er meine Bewegung sah. »Du brauchst keine Furcht zu haben. Die Sitzfläche ist normal, obwohl ich dich lieber auf einem elektrischen Stuhl gesehen hätte.«

»Das Kompliment gebe ich zurück.«

Er lachte leise. »Es ist einiges geschehen, seit wir uns zum letztenmal sahen. Eigentlich schon zuviel, als daß man darüber hinweggehen könnte. Ich hatte gedacht, daß man dich in Belgien erwischt hätte, leider bist du wieder entkommen, aber das Geheimnis des Grals hast du auch noch nicht herausgefunden.«

»Du, van Akkeren?«

»Nein. Ich stehe dicht davor.«

»So?«

Er zog die Lippen breit. »Keine Sorge, Sinclair, ich werde dir natürlich nicht verraten, wie weit meine Pläne gediehen sind, aber meine Gruppe ist jetzt schon stärker als die Abbé Blochs. Und du weißt selbst, welche Helfer ich besitze.«

»Baphomet ist nicht allmächtig, auch ihm sind Grenzen gesetzt.«

»Wenn er den Dunklen Gral besitzt, nicht mehr.«

Ich winkte ab. »Was reden wir über Dinge, die noch nicht eingetreten sind. Ich wundere mich nur, daß du jetzt eine Insel gekauft hast. Willst du hier dein Hauptquartier errichten?«

»Sie ist eine Übergangsstation für meine Kassetten.«
»Das wird also produziert!«
»Sehr richtig. Ich strahle ja nicht weit aus. Jede Quizsendung zeichne ich auf und verkaufe oder verschenke sie an interessierte Menschen, damit sie etwas von einer Magie kennenlernen, die ich beherrsche. Damit alles wie ein Spiel aussieht, habe ich mich für die Spielkarten entschieden. Jede Karte stellt ein bestimmtes Symbol dar. Wenn du sie dir der Reihe nach anschaust, werden dir viele Bekannte begegnen, und das ist auch gut so.«
Ich hatte eine Frage. »Hat schon jemand gewonnen?«
»Du meinst, ob er alle Fragen beantwortet hat?«
»Ja.«
»Das kommt vor.«
»Dann gibt es einen Gewinn, nicht wahr?«
Van Akkeren nickte. »Ja, den gibt es. Aber es ist eine Überraschung, John Sinclair. Auch ich werde dir nicht sagen, was du gewinnen kannst, solltest du es schaffen.«
»Einen Logenplatz in der Hölle vielleicht?«
»Das wäre nicht schlecht. Der Teufel würde sich bestimmt freuen, aber so weit möchte ich nicht gehen. Sollen wir mit dem Spiel beginnen?«
»Im Prinzip ja, nur vermisse ich eine Karte.«
»Welche?«
»Die aus dem Tarot. Den Tod!«
Er lächelte. »Du weißt sehr viel, Geisterjäger, alle Achtung. Aber ich habe sie leider nicht mehr. Sie ist vergeben worden, wenn du verstehst.«
»Nein.«
»Dann laß es lieber. Konzentriere dich auf unser Quiz und nicht auf Dinge, die du nicht ändern kannst. Ich weiß, daß du nicht allein gekommen bist, aber das stört mich nicht weiter.«
»Wenn du der Frau etwas antust, werde ich dich auf der Stelle vernichten, van Akkeren.«
»Das schaffst du nicht.«
»Abwarten.«
Er setzte sich kerzengerade hin. »Sollen wir uns streiten oder beginnen?«
»Keines von beiden. Ich möchte gern wissen, für wen du unsere Kassette aufnimmst.«
»Für mich persönlich.« Van Akkeren erhob sich und ging auf ein Regiepult zu. Er drehte mir dabei den Rücken zu. Ich hätte jetzt die Chance gehabt, ihn zu vernichten, aber ich brachte es nicht fertig. Er war in diesen Augenblicken wehrlos.
Mit beiden Händen hantierte er am Regiepult herum, und Sekunden

später hörte ich das leise Summen.
»Die Kameras laufen!« erklärte van Akkeren bei seiner Rückkehr.
Er nahm wieder Platz und schaltete das Mikro ein. Dann drehte er sich zu den drei Kameras hin, die ihn aus verschiedenen Winkelstellungen aufnahmen. Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er in die Kameras sprach.
»Ich begrüße Sie, meine Freunde, und hoffe, daß Sie mir auch weiterhin die Treue halten. Es gibt gewisse Dinge im Leben eines Menschen oder eines Magiers, von denen hat er immer geträumt. Auch mir ist es so ergangen. Ich träumte von einer Sendung, in der ich einen wirklichen Stargast präsentieren konnte. Lange habe ich warten müssen, heute ist es mir gelungen. Mir gegenüber sitzt nicht nur ein Stargast, er ist gleichzeitig mein Todfeind. John Sinclair!«
Eigentlich hätte ich aufstehen und lächeln müssen. Vielleicht auch eine Verbeugung andeuten, ich tat nichts dergleichen, blieb sitzen und beobachtete van Akkeren, der eine Kunstpause eingelegt hatte.
Nach einer Weile sprach er weiter. »John Sinclair, unser heutiger Stargast, ist ein erklärter Gegner der Schwarzen Magie. Ich bin das Gegenteil. Er kam freiwillig zu mir, deshalb ist es möglich, daß dieses Quiz mit einem Paukenschlag endet.« Van Akkeren streckte den Arm aus und deutete auf mich. »Mit seinem Tod, zum Beispiel. Jeder, der diese Kassette erhält, wird ihn sterben sehen.« Van Akkeren lächelte, bevor er seinen Kopf in meine Richtung drehte. »Habe ich nicht recht, Mr. Geisterjäger?«
Ich winkte ab. »Kommen Sie zur Sache.«
»Gern. Meine Freunde«, wandte er sich wieder an die Käufer, »einigen von Ihnen sind die Regeln bekannt. Sie haben selbst erlebt, was mit dem Gewinner geschieht. Ich möchte deshalb die Regeln nicht wiederholen, weil sie doch zu simpel sind. Sie werden sie im Laufe des kleinen Spiels schon mitbekommen. Bitte, Mr. Sinclair, wählen Sie eine Karte!«
»Ich habe freie Auswahl?«
»Die hat jeder Kandidat.«
»Gut, dann nehme ich die da oben.« Ich deutete auf eine Karte, die ein rotbraunes, fellbedecktes Monstergesicht zeigte.
Es gehörte einem Werwolf!
Van Akkeren gab sich überrascht. »Für einen Werwolf haben Sie sich entschieden, Sir«, sagte er voller Spott. »Wie interessant. Mögen Sie Werwölfe?«
»So wie ich Sie mag.«
»Das ist nett. Freunde, er hat seinen Humor noch nicht verloren. Ich bin gespannt, wie lange er ihn behält.« Van Akkeren lachte und erhob sich, weil er die Karte von der Wand nehmen wollte. Er mußte sich recken, zog die Karte schließlich ab, hielt sie für einen Moment in der

Hand und legte sie zwischen uns auf den Tisch.

Mich amüsierte dieses Spielchen beileibe nicht. Es ärgerte mich sogar. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge, nur mußte ich verdammt achtgeben, daß ich es nicht zu locker sah. Hinter dieser so harmlos wirkenden Fassade konnten Tod und Verderben lauern. Außerdem wollte ich selbst herausfinden, wie dieses Quiz endete.

Van Akkeren hatte auf die Karte geschaut. Jetzt hob er den Blick und sah mich an. »Für einen Werwolf hat sich noch niemand entschieden. Mir soll es recht sein. Können wir beginnen?«

»Fangen Sie endlich an!«

»Freunde, macht euch bereit. Das Horror-Quiz beginnt!« Van Akkeren nahm die Karte, drehte sich mir zu und stellte die erste Frage…

***

»Nichts, wieder nichts und überhaupt nichts!« Bill Conolly schimpfte. »Verdammt noch mal, allmählich geht mir die Sucherei auf den Wecker. Dir auch, Suko?«

»Willst du sie abbrechen?«

»Um Himmels willen. Ich meinte nur, und ich mußte meinen Frust loswerden.«

»John hat überlebt!«

Bill lachte erstaunt auf. »Woher nimmst du diese Gewißheit?«

»Ich weiß es eben.«

»Ja, wir haben seine Leiche nicht gefunden, aber die kann von der Strömung abgetrieben worden sein. Mir bereitet nur Sorgen, daß sein Walkie-talkie nicht mehr funktioniert.«

»Die Dinger sind keiner Belastung gewachsen.«

Bill schwieg in den folgenden Minuten. Sie waren um die Unglücksstelle herum immer größere Kreise gefahren, hatten die Oberfläche abgeleuchtet, aber John Sinclairs Leiche nicht gesehen.

Welche Insel sollten sie anfahren?

Auf der Karte waren zahlreiche eingezeichnet. Irgendwie hatte Bill das Gefühl, diesmal das Falsche getan zu haben. Der Fall war nicht gut vorbereitet worden. Alles war zu hastig gegangen, sie hätten sich mehr Zeit nehmen sollen, und auch der Bluff mit dem anderen Namen würde John wahrscheinlich nichts nutzen.

Ob Clint Morgan oder John Sinclair. Wenn van Akkeren die Person im Hintergrund war, durchschaute er das sowieso.

»Das ist ein Scheißspiel!« fluchte Bill und wurde von Suko schief angesehen.

»Willst du aussteigen?«

»Nein, wir hätten nicht einsteigen und zunächst mehr Fakten sammeln sollen.«

Spritzwasser klatschte in das Gesicht des Reporters. Mit einer

unwillig anmutenden Bewegung wischte er es weg. Bill schleuderte auch sein Haar zurück und zuckte plötzlich zusammen, denn er hatte am Himmel einen fahlen Schein gesehen.
Licht!
Zwar weit entfernt, aber dennoch erkennbar. Die Distanz war in der Dunkelheit schlecht abzuschätzen, das konnten zehn Meilen sein, aber auch nur fünf.
Suko sagte Bill nicht Bescheid. Er wollte auf Nummer Sicher gehen. Möglicherweise flammte der Strahl noch ein zweitesmal auf.
Bill behielt recht.
Auf einmal zuckte er wieder in die Dunkelheit hinein, jetzt bewegte er sich sogar und wanderte, als wollte er nach irgendeinem Ziel tasten. Der Reporter boxte seinem Freund in die Rippen. »Das Licht, Suko! Da müssen wir hin.«
Der Chinese nickte nur und legte in den folgenden Sekunden einige Knoten zu…

***

Van Akkeren blickte über die Karte hinweg, und seine Lippen hatten sich verzogen. »Was ist ein Werwolf, John Sinclair?«
Ich hob die Schultern. Längst hatte ich mich entschlossen, voll mitzuspielen. »Der Werwolf ist eigentlich eine tragische Figur. Er lebt am Tage oft genug als Mensch, aber in der Nacht, wenn der volle Mond am Himmel steht, bricht der Trieb in ihm durch, und so verwandelt er sich von einem Menschen in eine Bestie.«
»Gut beantwortet. Du bekommst drei Punkte.«
»Wie viele kann ich denn erreichen?«
»Genug.« Er räusperte sich. »Nenne die Waffen, mit denen man einen Werwolf besiegen kann.«
Diesmal schwieg ich und gab die Antwort auf eine andere Art und Weise. Ich griff unter meine Jacke. Beretta, Dolch und auch das Kreuz holte ich hervor.
Van Akkeren starrte die Waffen an.
»Reicht das?« fragte ich lauernd.
»Glaube nur nicht, daß du mich damit beeindrucken kannst, Sinclair. Nein, damit bestimmt nicht.«
Ich hob die Schultern. »Das hatte ich auch nicht vor. Ich möchte nur zeigen, daß ich nicht waffenlos gekommen bin.«
»Ich hätte es dir auch nicht zugetraut. Gehen wir zur nächsten Frage. Wer hat sich als Königin der Wölfe bezeichnet?«
»Lupina.«
»Sehr gut. Und wen überging sie dabei?«
»Fenris, den Götterwolf.«
»Auch sehr gut beantwortet. Du hast vieles behalten, Sinclair.« Er

musterte mich scharf.
»Noch eine Frage?«
»Ja.« Er senkte den Blick wieder und tat so, als würde er von der Karte ablesen. »Weshalb werden die Menschen die Wölfe niemals besiegen können?«
»Können Sie das tatsächlich nicht?«
»Nein!«
»Ich habe das Gegenteil bewiesen.«
Er betrachtete mich lauernd. »Auch du wirst sie nicht stoppen können, Sinclair. Du kannst niemanden aufhalten, niemand, okay?«
»Doch, van Akkeren«, sagte ich leise. »Ich kann dich aufhalten. Und das werde ich jetzt!«
Ich hatte keine Lust mehr, dieses Quiz bis zum Ende durchzustehen. Selten war mir van Akkeren so nahe gewesen wie in diesem Augenblick. Meine rechte Hand schoß vor, ich wollte ihn packen – und schlug gegen eine Trennscheibe.
Ich hatte Dampf hinter den Schlag gelegt, und durch meinen Knöchel zuckte der Schmerz.
Van Akkeren aber lachte. Er hatte es tatsächlich verstanden, mich reinzulegen. Die Glasscheibe mußte schon zuvor existiert haben, aber sie war so perfekt geschliffen, daß ich sie nicht einmal bei unserem Frage- und-Antwort-Spiel bemerkt hatte. Selbst zwischen der Tischplatte und der Unterkante der Scheibe befand sich keine Fingerbreite Platz. Die Scheibe mußte auch den Tisch trennen. Alle drei Waffen lagen auf meiner Hälfte des Tisches.
Deshalb also hatten sie ihn nicht schrecken können.
Das Grinsen in van Akkerens Gesicht nahm einen wölfischen Ausdruck an. Er fühlte sich als Sieger und fragte: »Willst du mir die Antwort noch immer nicht geben?«
»Du kennst sie doch!«
»Ich will sie von dir wissen.«
»Das kann ich mir vorstellen. Nur werde ich nie zugeben, daß die Wölfe stärker sind als die Menschen, verstanden?«
»Natürlich.« Er lehnte sich zurück und beugte sich gleich darauf wieder vor. »Es widerspricht den Regeln des Ratespiels, wenn man sich so verhält, wie du es getan hast, John Sinclair.«
»Habe ich jetzt verloren?«
Er ließ sich Zeit mit der Antwort. »Verloren?« wiederholte er.
»Nein, bei diesem Quiz kann es nur einen Sieger geben.«
»Dich – oder?«
»Mich, Baphomet und die Schwarze Magie«, erwiderte er mit lauter Stimme, während ich zur Seite schielte, um festzustellen, ob sich die verdammte Scheibe durch die gesamte Breite des Studios zog.
Bisher hatte ich ruhig gesessen. Jetzt aber bewegte ich meine Füße

und stieß sehr bald gegen den Widerstand der Scheibe. Sie hatte das Studio tatsächlich in zwei Hälften getrennt.

Ob ich es wollte oder nicht, irgendwie war dieser Kerl zu bewundern. Der rückte mit immer neuen Tricks heraus, und auch dieses Horror-Quiz diente dazu, Menschen davon zu überzeugen, wie mächtig er doch letztendlich war. Wenn es ihm tatsächlich gelang, meinen Tod auf eine Video-Kassette zu bannen, würde er in der Dämonenhierarchie weit aufsteigen.

»Es freut mich, Sinclair, dich so überrascht zu sehen«, sagte er mit leiser, aber gefährlich klingender Stimme. »Ich möchte auch dein wahres Gesicht sehen. Das Gesicht der Angst. Erinnerst du dich noch an die Filme, die ich gedreht habe?«

»Leider.«

»Jetzt habe ich mich auf Videos umgestellt. Und mein Super-Video wird dein Tod sein. Automatisch gefilmt, deine Angst, deine Qualen, beobachtet von einer Persönlichkeit, in deren Brust zwei Seelen leben. Einmal ich selbst, zum anderen Baphomet, der große Mentor und auch mein Herr und Meister. Ich bin mit ihm die Symbiose, die Lebensgemeinschaft eingegangen und werde es dir demonstrieren. In den Pyrenäen hast du eine Statue Baphomets zerstören können. Deshalb hassen wir dich, aber mich wirst du nicht vernichten können. Jeder, der herkam, um an dem Quiz teilzunehmen, erlebte die Hölle, denn er starb und lebte trotzdem als Monster und Diener Baphomets weiter.«

»Wie war das möglich?« Ich wollte van Akkeren so lange wie möglich bei Redelaune halten.

»Sieh dir die Karten an, Sinclair. Sie sind etwas Besonderes. So harmlos sehen sie aus, aber derjenige, der sich einmal für eine Karte entschieden hat, konnte sich nie mehr von ihr lösen. Er geriet in deren Bann, denn die magische Karte war stärker als er, der Mensch. Wenn aus dem Spiel Ernst wird und aus Toten Lebende, dann ist die Zeit Baphomets reif. So steht es geschrieben, so habe ich den Auftrag erfüllt.«

»Das ist mir noch zu allgemein!« widersprach ich.

»Du wirst es gleich sehen, was ich gemeint habe. Zuvor jedoch werde ich dir meine Macht zeigen. Du sollst sehen können, wie weit ich fortgeschritten bin.«

Er begann, plötzlich breit zu lachen und preßte die Hände gegen sein Gesicht.

»Eines will ich noch wissen. Diese Karten hier haben mit dem Tarot nichts gemeinsam. Aber ich weiß, dass du auch eine Tarotkarte benutzt hast. Du gabst sie einem Mann namens Jacques Delormes.«

»Das weißt du?« klang es dumpf hinter seinen Händen hervor. »Es ist nicht schlimm, aber laß dir gesagt sein, daß sie zu meinen größten

Trümpfen gehört. Denn auch sie kann sich verwandeln, und aus ihr entsteht das gleiche wie aus den Karten, die du an der Wand siehst. Aus Toten werden Lebende, aus Figuren Mörder, das ist mein Spiel. Von jeder Karte besitze ich drei, auch noch zweimal den Tod. Einmal hat er zugeschlagen, das zweitemal schlägt er bereits zu…«

Nach diesem Wort ließ van Akkeren die Hände sinken.

Ich starrte ihn an, er mich!

Und ich sah, wie aus einer Person zwei wurden: Van Akkeren und Baphomet!

***

Jetzt werden sie dich töten! Du wirst keine Chance haben. Sie werden dich gnadenlos umbringen, und niemand kann dir helfen.

Diese Gedanken strömten durch Janine Ducs Hirn, und sie rechnete auch mit einem plötzlichen Todesstoß. Aber sie lebte weiter.

Keine Pranke raste auf sie nieder, kein noch so mächtiges Gebiß riß ihr die Kehle entzwei.

Dafür packte man sie.

Gierige Monsterhände zerrten sie in die Höhe. Sie blieb auf wackligen Füßen stehen, schwankend, mal nach vorn kippend, dann wieder zurück, aber sie fiel nicht zu Boden, weil die Pranken sie festhielten. Die Griffe waren eisenhart, drangen durch den Stoff der Haut, rissen kleine Wunden, nur töteten sie nicht.

Man schleifte sie fort.

Fünf Monster begleiteten die Frau auf ihrem Weg, der nur in den Tod führen konnte.

Dabei taten sie ihr nicht einmal weh. Sie blieben nur stets an ihrer Seite, und wenn sie versuchte, einen Schritt nach rechts oder links abzuweichen, drängten sie sich an sie.

Bei jeder Berührung zuckte sie zusammen, spürte Ekel in sich aufsteigen, denn sie hatte die Monster erst jetzt richtig sehen können. Es waren widerliche Gestalten. Zombiehaft aussehend, wobei zwei von ihnen fleischlose Köpfe hatten.

Ein Gespenst war dabei. In einen wallenden Umhang aus blutbeflecktem Stoff gehüllt. Selbst das Algenmonster hielt sich an ihrer Seite und ebenfalls ein schaurig aussehender Werwolf, unter dessen Fellkörper sich gewaltige Muskelstränge abzeichneten.

Sie führten sie nicht zu den Baracken, sondern aus den hellen Lichtlanzen hinein in die Schwärze der Nacht, wo sich für Janine Duc so etwas wie ein Schlund der Hölle auftat.

Dunkelheit machte ihr Angst. Sie drückte auf ihre Seele. Das Blut rauschte in ihren Ohren und vermischte sich mit dem Rauschen und fernen Toben der Brandung, deren Geräusche sie ebenfalls vernahm.

Diese Insel war von Klippen und einer Steilküste umgeben. Wer dort

hinuntergestoßen wurde, landete mit zerschmetterten Knochen in der hellen Gischt der Brandung.

Sollte das ihr Schicksal sein?

Abrupt wurden Janines Gedanken unterbrochen, als die Pranke des Werwolfs ihre Schulter berührte, den Pullover aufriß und dabei auch einige Büschel von ihren Haaren abfetzte.

Janine taumelte zur Seite, aber nur, um von knöchernen Klauen aufgefangen und zu Boden gestoßen zu werden.

Direkt mit dem Rücken auf eine Steinplatte.

Drei Monster drückten sie nieder. Dicht vor ihrem Gesicht schwebte ein widerlicher Totenkopf, aus dessen Maulhöhle ein feiner Dampf stieg. Andere Klauen beschäftigten sich mit ihren Arm- und Beingelenken und steckten sie in passende und am Stein befestigte Ösen.

Danach zogen sich die Monster zurück.

Janine Duc lag auf der Steinplatte wie ein großes X. Zuerst begriff sie nichts, doch als sie vergeblich versuchte, sich zu befreien, ahnte sie, daß sie wehrlos war.

Wehrlos für den Mörder…

Die fünf Monster hatten sich vor ihr aufgebaut. Jedes nahm eine andere Haltung ein, aber auch jedes konnte zu ihrem Killer werden.

Da war der Werwolf, auch die mit den Totenköpfen oder das Algengesicht. Sie bewegten sich nicht, bis auf das Gespenst mit der blutigen Kleidung. Es trug eine weite Kapuze. Von seinem Gesicht war nur ein grauer Schatten zu erkennen.

Ein Arm verschwand unter der weißen Kleidung, bewegte sich dort suchend weiter und holte etwas hervor, auf das nicht nur die anderen Monster starrten, sondern auch Janine Duc.

Es war eine Karte, und sie zeigte ein bestimmtes Motiv. Den knöchernen Tod.

Jetzt wußte die Frau, was ihr bevorstand. Die gleiche Karte war ihrem Chef schon übergeben worden, und er hatte es nicht überlebt.

Nun war sie an der Reihe.

Das Gespenst hob die Karte an und ließ sie mit einer lässigen Bewegung fallen.

Sie taumelte dem Boden entgegen, fiel auf die Kante und kippte dann um, wobei sie mit dem Motiv nach oben liegenblieb.

Janine lag bewegungslos auf der Platte, die so schräg angelegt war, daß Janine das Motiv genau sehen konnte. Zudem leuchtete die Karte von innen her.

Sie blieb, die Monster zogen sich zurück und verschwanden wie Geister in der Finsternis.

Janine Duc atmete heftig und durch den weit geöffneten Mund.

Daß sie sterben sollte, wollte ihr einfach nicht in den Sinn. So etwas

konnte doch nicht sein, man durfte ihr nicht einfach den Lebensfaden abschneiden, man…

Ihre Gedanken stockten, denn sie sah plötzlich, daß sich die Karte bewegte.

Janine kniff die Augen zusammen, öffnete sie wieder, und stellte fest, daß sie sich getäuscht hatte.

Die Karte selbst war auf der Stelle liegengeblieben. Aber über dem abgebildeten Skelett schwebte eine dünne Rauchfahne.

Der unheimliche Zauber begann zu wirken…

***

Sie waren zwei Personen und gehörten trotzdem zusammen. Ein Mensch und ein mächtiger Dämon.

Vincent van Akkeren und Baphomet!

Wer von ihnen schlimmer war, konnte man nicht sagen. Jeder war auf seine eigene Art und Weise gefährlich, aber zusammen konnten sie eine Hölle entfachen.

Und sie kamen zusammen.

Zwar sah ich noch das Gesicht van Akkerens, denn er hatte die Hände sinken lassen, aber über seine Züge schoben sich die anderen. Woher sie kamen, war nicht feststellbar, sie waren einfach vorhanden und veränderten das menschliche Gesicht.

Der Ursprung dieses von einer Gruppe von Templern verehrten Dämons lag im Dunkel der Mystik begraben. Manche bezeichneten Baphmomet als den Sohn des Teufels, andere wiederum sahen in ihm einen Dämon mit großer, eigenständiger Macht.

Wie dem auch war, ich mochte ihn nicht.

Aus dem Kinn wuchsen plötzlich Fäden hervor, die sich rasch zu einem dichten Bart entwickelten, der wie ein zitternder Wattebausch nach unten hing.

Aber auch der Ausdruck im Gesicht veränderte sich. Der Blick wurde böse und lauernd. Die Haut zeigte eine gewisse Straffheit, die schon an die kalt wirkende Glätte des luziferschen Antlitzes erinnerte. Der Mund war breiter geworden. Er glich dabei einem umgedrehten Halbmond, und die hohe Stirn war glatt wie ein Spiegel.

Das mußte sie auch sein, denn an ihren oberen Enden wuchsen plötzlich zwei Stäbe hervor, die sich sehr schnell krümmten, weil sie zu Hörnern wurden.

Lang, dünn und spitz.

Auch sie waren sein Zeichen, ebenso wie die Augen, die wie Karfunkelsteine glänzten.

Durch die kaum zu erkennende Scheibe starrten wir uns an.

Baphomet hatte die Lippen verzogen. Ich war sein Feind, das wußte er. Auch mein Kreuz mußte er hassen, denn diesem Zeichen hatte die

falsche Gruppe der Templer abgeschworen.
»Es wird der Höhepunkt sein«, hörte ich ihn mit der Stimme Vincent van Akkerens sprechen. »Der absolute Höhepunkt meiner Kassetten. Die Verwandlung eines Menschen in Baphomet. Ein Traum ist damit nicht nur wahr geworden, wir haben ihn sogar bewiesen, denn er und ich werden Zeichen setzen. Nicht nur hier, überall auf der Welt, aber hier werden wir damit beginnen.«
Da ich keine Antwort gab, drehte er den Schädel und blickte auf die Karte mit dem Werwolf-Bild. »Dafür hast du dich entschieden?« fragte er noch einmal nach.
»Sicher, du siehst es doch.«
»Das ist wunderbar. Ich freue mich. Ja, ich freue mich sogar sehr darüber, denn die Kraft Baphomets ist auch auf diese Karten hier übergegangen. Seine Magie verwandelt sie in lebende und für mich kämpfende Wesen.«
Van Akkeren/Baphomet hatte die Worte kaum ausgesprochen, als er die Finger seiner Hand über die Kante des Tisches schob und sie auf die Karte legte.
Eine flüchtige Bewegung nur, aber sie reichte aus, um die in ihr steckende Magie zu lösen.
Die Karte explodierte vor meinen Augen. Ich sah nichts mehr, denn eine Rauchwolke hüllte die mir gegenüberliegende Hälfte des Tisches ein.
Ich sah nichts mehr, war aber aufgesprungen und hatte meine Waffen wieder an mich genommen.
Es wurde auch Zeit, denn Sekunden später nur wurde der Rauch zur Seite gefegt.
Mein Blick klärte sich.
Und vor mir stand das Monster von der Karte.
Diesmal allerdings lebend. Als gefährlicher, mordgieriger Werwolf!

***

Bill Conolly und Suko hatten unwahrscheinliches Glück gehabt, als sie in die Brandung gerieten. Die Wogen hatten ihr Boot gepackt, durchgeschüttelt und über einen Felskamm geschoben.
Das Geräusch hatte den beiden Männern fast den Magen umgedreht, doch das Boot blieb heil. Schlimmer war schon die rauschende Brandung, die wie eine Batterie riesiger Duschen die Freunde überschüttete.
Auch das überstanden sie und gerieten danach in ruhigeres Gewässer.
»Wahrscheinlich haben wir uns den miesesten Platz für eine Landung ausgesucht«, beschwerte sich Bill.
»Kennst du das Eiland denn?«
»Nein.«

»Dann halte dich auch geschlossen.«

»Ich sage ja schon nichts mehr, Sir!« Bill wischte das Spritzwasser aus seinem Gesicht.

Die Brandungswellen waren an den vorgelagerten Klippen gebrochen worden. Bis zur eigentlichen Insel aber mußten sie noch ein Stück fahren, und zwar durch schäumendes, quirlendes Wasser, in dem sich Kreise und Strudel gebildet hatten.

Bill Conolly blickte wieder an der Steilküste hoch.

Über dem Eiland lag ein blasser Schleier.

Es war schwer, einen Platz zu finden, wo das Boot anlegen und die Freunde bequem an Land gehen konnten. Dabei hatten sie es eilig.

Suko steuerte das Boot parallel zur Küste, geriet wieder in stärkere Ausläufer der Brandung, die nicht von Wellenbrechern gekappt worden waren, aber sie hatten auch Glück.

Schräg vor ihnen öffnete sich eine Bucht. In dem kleinen Hafen lag an einem natürlichen Felsensteg ein Boot.

Ein schneller Flitzer, dabei ziemlich groß und hochseetüchtig gebaut. Der Rumpf war mit dunkler Farbe gestrichen worden. Wer dieses Boot fuhr, wollte nicht unbedingt gesehen werden.

Das Wasser war ruhiger geworden. Kleinere Wellen klatschten gegen den Bootsrumpf und schaukelten das Schiff durch.

In langsamer Fahrt steuerte Suko einen ebenfalls natürlichen Kai an. Es war eine Felsleiste, hinter der eine Treppe begann, die direkt an der Steilwand hochführte. Menschen hatten sie aus Metall gebaut und sie mit starken Eisenhaken im Gestein befestigt.

Bill sprang von Bord. Die Leine hatte er mitgenommen. Er landete auch sicher auf dem Kai und konnte das Boot festmachen.

Suko ließ sich nicht mehr viel Zeit. Während er von Bord ging, deckte Bill ihm den Rücken. Der Reporter sah sich um, ob irgendwelche Gegner lauerten, aber sie schienen allein zu sein.

»Alles klar.«

Bill ließ die Waffe wieder sinken und schaute zu, wie Suko auf die Treppe im Fels zulief.

Als normale Treppe konnte man sie eigentlich nicht bezeichnen. Es waren aneinandergefügte Leitern, die durch das Gestein in die Höhe führten. In den Bergen waren des öfteren für Touristen solche und ähnliche Kletterhilfen angebracht worden.

Bevor Suko mit dem Anstieg begann, unterzog er das Material einer kurzen Prüfung.

Bill hielt derweil nach irgendwelchen Gegnern Ausschau, aber sie waren allein hier unten.

»Das ist das richtige Versteck«, sagte der Reporter.

Suko warf ihm einen schnellen Blick zu. »Aber auch nicht uneinnehmbar. Ihr Fluchtweg ist unser Vorteil.« Nach diesem Wort

begann er mit dem Aufstieg.

Die Leitern waren aus Aluminium und recht stabil.

Suko stieg zügig voran. Bill hatte Mühe, Schritt zu halten. Etwa auf halber Höhe erwartete Suko ihn auf einer kleinen Plattform zwischen zwei Leitern stehend.

Prustend blieb der Reporter neben ihm stehen. »Wenn ich oben bin, kannst du mich auswringen!«

»Weiter.«

Bill schielte in die Höhe. »Das ist ungefähr noch einmal soviel Weg. Na ja.«

Suko ging auf keinen Einwand mehr ein. Er übernahm wieder die Initiative, und diesmal lief er Bill weg.

»Ist was?« keuchte Bill hinter ihm.

Der Inspektor drehte kurz den Kopf. »Ich kann es dir nicht sagen, Bill. Vielleicht ist es Einbildung, aber ich glaube, Stimmen gehört zu haben.«

»John?«

»Nein, eine Frauenstimme.«

Bill blieb unter ihm und atmete tief durch. Suko schielte die letzten Sprossen hoch, machte sich auf den Weg und hatte kaum zwei Stufen hinter sich gelassen, als beide Männer zusammenzuckten, denn sie hatten einen gellenden Schrei gehört…

***

Janine Duc starrte auf die Karte!

Sie hatte versucht, ihre Gelenke aus den Umklammerungen zu befreien, es war ihr nicht gelungen. Zwar hatten sich die Klammern ein wenig bewegt, doch die Frau blieb gefesselt.

Und sie sah den Rauch über der Karte. Er war dichter geworden, so daß sie das Motiv kaum noch erkennen konnte. Als kleine Wolke schwebte er über dem Gegenstand, und sie war so schwer, daß sie sich sogar gegen den Wind anstemmte und ihren eigentlichen Platz über der Karte verteidigte.

Was hatte das zu bedeuten?

Janine spürte den Druck im Hals, der sich zu einem dicken Kloß verdichtet hatte. Der salzige Schweiß war von ihrer Stirn gelaufen und brannte in den Augen, denn auch die Brauen hatten ihn nicht stoppen können.

Da geschah es!

Janine zuckte zusammen, als sie das puffende Geräusch vernahm und einen Moment später auf die gewaltige Qualmwolke starrte, die sich vor ihr aufbaute.

Ohne genau zu wissen, was geschehen würde, ahnte Janine, daß es der Anfang vom Ende war.

Und es stieg aus der Wolke wie Phönix aus der Asche. Ein grauenvolles Wesen, die Inkarnation des Bösen, das Sinnbild der Menschen, das sie für den Tod genommen hatten.

Es war das Skelett, bewaffnet mit einer gewaltigen Sense, die es umklammert hielt. Die bleichen Knöchel der Hände hoben sich scharf von dem dunkleren Sensengriff ab.

Es stand nicht aufrecht, der Rücken war gebeugt, so daß Janine die einzelnen Wirbel genau abzählen konnte.

Sie dachte an ihren toten Chef. Man hatte ihn ermordet. Keiner hatte genau gewußt, wie Delormes ums Leben gekommen war. Die Ärzte hatten von Schnittwunden gesprochen, die man dem Toten angeblich durch Messer zugefügt hatte.

Nein, es waren keine Messer gewesen. Janine wußte es besser.

Man hatte ihn durch die Sense umgebracht, denn Delormes hatte ebenfalls die Karte mit dem Tod erhalten.

Der Rauch verflüchtigte sich. Er trieb mit flatternden Bewegungen davon wie löchriger Nebel, so daß Janines Blick jetzt frei auf die Gestalt fallen konnte.

Ein Skelett sollte zu ihrem Mörder werden!

Noch stand es zu weit weg. Als es einen Schritt vorging, wirkten die Bewegungen zögernd und marionettenhaft.

Der Schlag aber war es nicht.

Plötzlich fuhr die Sense in einem Halbkreis durch die Luft, und Janine hörte das pfeifende Geräusch, als sie etwa eine Armlänge über ihren Körper hinweg vorbeistrich.

Sie verkrampfte sich, denn sie ahnte, daß der nächste Schritt der alles Entscheidende sein würde.

Ihr Gesicht war zur Maske erstarrt. Die kalte Todesangst zeichnete sich in ihren Zügen ab. Nur die Lippen bewegte sie. Sie erinnerten dabei an nervös flatternde Lider.

Worte konnte sie nicht mehr formulieren, die fehlten ihr einfach, denn der Schrecken ließ sie verstummen.

Und wieder schlug das Skelett zu.

Diesmal wischte die Sense so dicht an ihrer Stirn vorbei, daß sie das Gefühl hatte, einige ihrer Haare wären mitgenommen worden.

Der dritte Hieb würde tödlich sein.

Das Skelett beugte sich noch weiter vor. In diesem Moment schaute Janine dem Tod im wahrsten Sinne des Wortes ins Gesicht.

Sie sah das fürchterliche Gebein, die leeren Augenhöhlen, die klaffende Mundöffnung und auch das Loch in der Mitte, wo einmal eine Nase gesessen hatte.

Der Schlag kam von der linken Seite. Ein wuchtiger Hieb, in den die mörderische Gestalt noch einmal alles hineingelegt hatte.

Janine sah die Klinge blitzen. Plötzlich stand der Schrei in der Luft.

Zitternd und schrill.
Abrupt hörte er auf.
Die Frau konnte nicht mehr schreien.
Ihre Rachetour war beendet!

***

Und meine würde unter Umständen beginnen, denn von Akkeren war verschwunden. Er hatte sich in der Qualmwolke verzogen und dem Werwolf den Platz überlassen.

Noch trennte uns die Scheibe, aber das Monster beugte sich bereits vor.

Es hatte sowieso schon ein schreckliches Gesicht. Als es seine Fratze jetzt gegen die Scheibe preßte, wurden die Züge zu einer breiten und breiig wirkenden Masse, in der das Maul als verzogenes, dunkles Oval klaffte.

Rechts und links des Schädels lagen die beiden Pranken am Glas.

Breite Tatzen mit scharfen und gekrümmten Nägeln, die große Wunden reißen konnten.

Ich wich keinen Schritt zurück, fragte mich aber, ob der Werwolf tatsächlich die Kraft besaß, um die Scheibe zu zerstören.

Noch starrte er mich an. Das Fell auf seinem muskulösen Tierkörper schimmerte braunrot, und als sich die Muskelstränge spannten, wußte ich, daß etwas geschehen würde.

Ja, er drückte die Scheibe an.

Seine Kraft mußte immens sein.

Ich sah keine Risse im Glas, es ging alles blitzschnell, so daß ich kaum die Zeit hatte, mich zurückzuwerfen.

Mit einem lauten Knall platzte die Scheibe auseinander. Gewaltige Glasstücke segelten mir entgegen. An den Rändern so scharf, daß sie einen Kopf abtrennen konnten.

Ich lag am Boden, rollte mich zur Seite, bekam trotzdem noch etwas von dem mörderischen Segen ab, denn einiges davon prallte auf meinen Rücken, wo es dann abrutschte.

Ewig liegenbleiben konnte ich nicht, denn ein stampfendes Geräusch erklang, als der Werwolf seinen ersten, wuchtigen Schritt tat und auf mich zukam.

Diesmal schnellte ich hoch. Leider blieb mir nicht die Zeit, meine Beretta zu ziehen, die Bestie hechtete schon vor, so daß ich mich vor ihren Pranken nur durch einen ebenfalls gewaltigen Sprung in Sicherheit bringen konnte. Ich flog ziemlich flach über den Boden, landete in der Nähe eines Scheinwerfers und berührte ihn mit dem Rücken. Er schwankte durch den plötzlichen Stoß, und als er dann kippte, war ich bereits wieder auf den Füßen. Mit beiden Händen fing ich ihn ab, drehte mich und schleuderte ihn dem angreifenden

Werwolf entgegen.

Ich traf die Bestie mit der runden Metallverkleidung, in der sich die Glasscheibe befand.

Der Scheinwerfer war stärker als der Werwolf. Er hämmerte gegen ihn und brachte die Bestie aus dem Konzept. Sie taumelte zurück, Glasscherben zerknirschten unter den Tritten, und der Tisch wurde ebenfalls bis gegen die Wand geschoben, wo die zahlreichen Kartenbilder hingen.

Doch erst kam er zur Ruhe.

Ich holte die Beretta hervor. Reichte eine Silberkugel für die Bestie? Im Normalfall ja, aber hier rechnete ich mit allem. Vielleicht war es ein Fehler gewesen, den Arm auszustrecken, denn die Bruchteile von Sekunden nutzte mein Gegner aus.

Irgendwie war es ihm gelungen, das Mikro in die Klaue zu bekommen. Das schleuderte er nach mir.

Ich wurde irritiert, drückte trotzdem ab, aber ich verriß den Schuß, und die Kugel jagte an ihm vorbei.

Sie hämmerte zwischen die Karten in die Wand. Ich hatte mich zur Seite gedreht, feuerte noch einmal und mußte mit ansehen, wie das geweihte Silbergeschoß in die Tischplatte hackte, denn der Werwolf hielt das Möbelstück als Deckung hoch.

Manchmal ist es wie verhext. Da versucht man alles, ohne Erfolg zu haben. Wie oft hatte ich mich gegen einen Werwolf verteidigen müssen und ihn mit einer geweihten Kugel besiegt.

Hier sah es schlecht aus.

Zudem schleuderte er den Tisch gegen mich. Er war nicht gerade leicht. Wenn er mich erwischte, konnte ich einpacken.

Im Abdrehen traf er mich noch an der Hüfte. Ich ignorierte den Schmerz, sprang weiter, prallte gegen eine der Kameras und umarmte sie, als wäre sie eine Frau.

Zum erstenmal hörte ich das Heulen des Wolfes. Hinter mir war dieser sirenenhaft klingende Laut zu hören und untermalt durch ein mörderisches Fauchen.

Ich hechtete mitten hinein in eine Kulisse. Es war eine Pappwand, auf der ein aufgemalter Sternenhimmel wie echt wirkte.

Voll fiel ich durch diese Galaxis und brach dann regelrecht ein, denn auf dem Bauch schlitterte ich hinter der Wand weiter und drehte mich sofort herum, als diese unfreiwillige Reise beendet war.

Die Kulisse war dort zerfetzt, wo ich hindurchgejagt war. Da zeigte sie ein Loch mit gezackten Rändern.

Es wurde plötzlich von einem rotbraunen Fell ausgefüllt, und noch in derselben Sekunde hämmerte sich der Werwolf den Weg frei. Er handelte zwar wie ich, dennoch war es anders. Als er kam, kippte er mir die gesamte Kulisse entgegen.

Ich konnte nicht mehr rechtzeitig ausweichen, doch bevor die Wand über meinen Kopf zusammenbrach, feuerte ich, was die Beretta hergab.

Die Kugeln schlugen Löcher in die Dekorationen. Die peitschenden Detonationen erfüllten das Studio, und sie übertönten das Krachen, mit der die Wand auf mich prallte und zu Boden schlug.

Ich hatte buchstäblich im letzten Augenblick die Arme hochgerissen und meinen Kopf ein wenig geschützt. Dabei war ich zu Boden gegangen, lag auf der Seite und wartete auf einen neuen Angriff der Bestie.

Er kam nicht.

Sekunden vergingen.

Die Echos der Kampfgeräusche waren verrollt. Eine fast unnatürliche und auch gefährliche Ruhe hüllte mich ein, nicht einmal die tappenden Schritte des Werwolfs waren zu hören.

Keuchend blieb ich liegen. Staub drang in meinen Mund, er kratzte im Hals. Ich unterdrückte ein Husten und auch den starken Niesreiz.

Sehr langsam bewegte ich mich, zog die Beine an und drehte den Kopf. Mein Gesicht schrammte über die Kulisse. Ich fummelte nach dem Dolch und schnitt Risse hinein. Mit heftigen Ellbogenbewegungen fetzte ich die Wand auf, verschaffte mir so ein Loch und gleichzeitig einen Ausstieg.

Endlich war ich frei. Mühsam kam ich auf die Füße.

Mein Blick fiel auf den Werwolf.

Er lag nicht weit entfernt. Beim dritten Anlauf hatte ich getroffen.

Gleich von mehreren Kugeln war er erwischt und auf den Rücken geschleudert worden. Er rührte sich nicht mehr.

Im Tode noch hatte sich sein Gesicht verschoben. Die Schnauze stand weit offen und in einem schiefen Winkel vom Gesicht ab. Das Fell war aschgrau geworden. Wahrscheinlich würde es irgendwann abfallen und sich als Staubrest vom Körper lösen.

Ich hustete und nieste zur gleichen Zeit. Es glich schon einer Befreiung.

Ein Ersatzmagazin für die Beretta trug ich immer bei mir. Deshalb lud ich so schnell wie möglich die Waffe nach. Wo sich ein Monster aufhielt, konnte auch ein zweites und drittes sein.

Aber nicht mehr hier im Studio. Die Vandalen schienen hier gehaust zu haben, denn einiges lag am Boden, und überall funkelte das Glas der zerhämmerten Trennscheibe.

Mein Blick fiel auf die an der Wand hängenden Karten. Sie waren unbeschädigt.

Aber sie waren gefährlich, wie van Akkeren, der sich ebenfalls nicht sehen ließ, mir bewiesen hatte.

Als ich auf die Wand zuging, knirschte unter meinen Sohlen das Glas.

Die Geräusche erzeugten auf meinem Rücken eine Gänsehaut, und ich spürte auch die innere Spannung.

Wo steckte van Akkeren?

Er mußte sich einfach zeigen, um sich von einem Erfolg oder Mißerfolg zu überzeugen.

Der Mann ließ sich nicht blicken. Möglicherweise wußte er auch schon Bescheid und dachte über eine neue Teufelei nach.

Ich blieb vor der Kartenwand stehen. Um sie zu berühren, brauchte ich nur den Arm auszustrecken.

Die Karten waren mit einer Schwarzen Magie angereichert worden. Ich setzte eine Weiße dagegen.

Durch mein Kreuz!

Als ich die erste Karte damit berührte, sie zeigte einen gelblichen Skelettschädel, sah ich sofort, wie sich das Material zusammenzog und sich verfärbte.

Aus der Karte wurde ein schwarzer Brei, zähflüssig wie Teer, der an der Wand entlang in einem zweifingerdicken Streifen in die Tiefe rann. Dabei wurde das Zeug von einem stinkenden Qualm begleitet, der mich zum Husten reizte.

Wenn das so einfach ging, wollte ich alle Karten zerstören und machte mich an die Arbeit.

Was allerdings draußen geschah, davon ahnte ich nichts, denn das Drama dort war tödlich geworden…

***

Suko und Bill hatte der gellende Schrei alarmiert. Sie waren beide Fachleute genug, um zu wissen, daß dieser Schrei von einem Menschen stammte, der sich in höchster Todesnot befand.

Hätte man eine Leiter hochfliegen können, so hätte es Suko getan.

Leider mußte er noch klettern, aber er nahm zwei Stufen auf einmal bei jedem Schritt und schaffte den Rest der Entfernung innerhalb weniger Sekunden.

Schwungvoll warf er sich über den Klippenrand, drückte sich augenblicklich nach rechts, um Bill Conolly Platz zu schaffen. Sukos Blick aber war nach vorn gerichtet.

Was er trotz der schlechten Lichtverhältnisse sah, war einfach grauenhaft.

Eine Frau lag auf einem schrägen Stein. Suko sah auch die dunkle Flüssigkeit, die an dem Stein entlangrann. Die Frau bewegte sich nicht mehr. Sie mußte tot sein.

Getötet worden war sie von einer mächtigen Sense, die von den Knochenhänden eines fürchterlichen Monsters gehalten wurde.

Es war der Tod!

Ein gewaltiges Skelett, leicht gebeugt dastehend und von dünnen

Rauchschwaden umflort.
Der Tod schlechthin!
Und auch Bill sah ihn, als er über die Kante kletterte. Er erkannte an der Haltung, daß diese Figur eigentlich auf eine Tarotkarte gehört hätte, aber in diesem Fall lebte sie.
Und sie würde weiter töten!
»Alles klar?« fragte Suko.
»So gut wie.« Bills Stimme zitterte.
»Dann werden wir den Killer in die Zange nehmen. Geh du nach rechts, ich greife von der anderen Seite an.«
»Alles klar.« Bill holte seine Beretta hervor. »Ich frage mich nur, ob die Silberkugeln reichen.«
»Ich habe noch die Peitsche.« Suko zog sie hervor und schlug über den Boden einen Kreis.
Glatt und griffig rutschten die drei Riemen hervor. Angefertigt aus der Haut eines vernichteten, mächtigen Dämons namens Nyrana, der wohl erst im Tod seine immense magische Kraft an die Haut abgegeben hatte.
Jenseits der schrecklichen Gestalt sahen die beiden Männer das Licht der eingeschalteten Scheinwerfer. Als lange Bahnen stießen sie – von mehreren Seiten gleichzeitig kommend – über die Insel, bevor sie irgendwo über dem Meer von der nächtlichen Schwärze aufgesaugt wurden.
Noch standen die beiden Männer zusammen. Bill war optimistisch. »Ich glaube, den Knochenmann schaffen wir.«
»Stell es dir nicht zu leicht vor.«
»Wieso? Was…«
Suko hatte die Hand gehoben und einen Blick in die andere Richtung geworfen, denn dort sah er die Bewegungen in den Schattengassen zwischen den langen Lichtbahnen.
»Da kommt jemand!«
Bill ging zwei Schritte vor. Auch er hatte die Gestalten jetzt gesehen und verlor Farbe im Gesicht. »Verflucht, das sind Monster, und nicht nur zwei.«
»Nein, fünf«, erwiderte Suko trocken.
»Was machen wir?«
Die richtige Antwort konnte keiner von ihnen geben, denn auch das Skelett zeigte sich an den neuen Gegnern interessiert. Es änderte seine Richtung und näherte sich ihnen.
Dabei lief es steif und staksig. Nur die Knochenarme schwangen, so daß das Sensenblatt mitpendelte und sogar blitzende Reflexe auf den Boden warf.
»Ich versuche es!« sagte Bill. Er hob den rechten Arm an, zielte kurz und schoß.

Der Tod bewegte seinen blanken Schädel ruckartig zur Seite. Bill rechnete schon damit, die Splitter fliegen zu sehen, aber er hatte sich geirrt. Der Tod war immun gegen die Silberkugel.

»Dann muß ich mich um ihn kümmern!« sagte Suko entschlossen.

»Nimm du dir die Monster vor.«

»Ja, und das sind fünf.«

»Was soll's, du hast noch Kugeln genug.«

»Falls sie ausreichen.«

Suko ging auf Bills Antwort nicht mehr ein, sondern ließ den Freund stehen.

Der Tod war jetzt wichtiger.

Das Skelett hatte sich ebenfalls in Bewegung gesetzt, stoppte aber, als es sah, wie der Chinese direkten Kurs auf die Gestalt nahm.

Vielleicht war es so etwas nicht gewohnt, aber Suko konnte man auch nicht mit normalen Maßstäben messen.

Wenn er kämpfte, ging er voll rein.

So wie jetzt!

Die Dämonenpeitsche hielt er in der rechten Hand. Fest umschlossen seine Finger den Griff. Zudem besaß er noch die Beretta und außerdem eine zweite Waffe, seinen Stab.

Mit ihm konnte er die Zeit für die Dauer von fünf Sekunden anhalten, und er wollte ihn einsetzen, wenn er keine andere Chance mehr sah.

Das Skelett griff an, und es war verdammt schnell.

Selbst Suko wurde von diesem plötzlichen Angriff überrascht.

Doppelt so lang wie normal waren die Schritte des Knöchernen. Zudem schwang er seine gefährliche Waffe.

Suko sah die Bewegungen des Stahlblatts. Wenn er davon einmal erwischt wurde, war es aus.

Schräg von oben nach unten hatte der Tod geschlagen, und Suko hechtete nach rechts. Es war ein Gewaltsprung, der ihn zu Boden schleuderte, wo er sich überschlug, sofort wieder auf die Beine gelangte und sich drehte, um sich dem Knöchernen zu stellen.

Der aber sprang weiter.

Suko schlug zwar mit der Peitsche nach ihm, fehlte aber und mußte einen Augenblick später einsehen, daß der Tod ihm entwischt war. Er hatte bereits den Rand der Klippen erreicht und stieß sich vor Sukos Augen ab.

Im hohen Bogen jagte er in die Tiefe.

Wie ein Vogel segelte er dem Meer entgegen, einen fassungslosen Suko zurücklassend, der erst aufgeschreckt wurde, als er Schüsse hörte.

Bill hatte gefeuert.

Der Reporter war auf die fünf Monster zugegangen, wenn auch mit wackligen Knien, doch das war ihm in diesen Augenblicken egal

gewesen. Er mußte sie stellen, und Angriff ist noch immer die beste Verteidigung bei dieser Art von Auseinandersetzung.

Also ging er hin.

Und er nahm sich zuerst das Monster mit dem grünen, zerquetscht wirkenden Algengesicht vor.

Bill zielte, schoß und traf.

Das Gesicht zerplatzte. Die Kugel war mitten in diesen Brei geschlagen, und auch der restliche Körper wurde von den Beinen geholt. Das gab dem Reporter Hoffnung.

Er schwenkte seine Beretta, um die nächste Kugel abzufeuern, doch plötzlich nahm er den Finger vom Abzug.

Etwas geschah vor ihm. Es war eines der beiden Knochenschädel-Monster. Menschliche Arme schleuderte es hoch, als wollte es sich irgendwo über seinem Kopf an den Wolken festhalten.

Diese Bewegung war nur ein letztes Aufzucken gewesen, denn das Monster brach auf der Stelle knirschend und inmitten einer Staubwolke zusammen.

Aus, erledigt!

Bill Conolly stand da wie festgewachsen. Er starrte auf die Stelle, wo das Monster zusammengebrochen war, wischte über seine Augen und glaubte zu träumen.

Die anderen kamen näher.

Es war ein Werwolf, der sich plötzlich vorwarf und den es mitten im Sprung erwischte.

Wie im Zeitraffertempo zerfiel er, und die Reste regneten als Asche zu Boden.

Der Reporter stand da, schüttelte den Kopf und blickte erst auf, als er Sukos Berührung an seiner Schulter spürte. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er. »Verdammt, das kann nicht wahr sein.«

»Ich träume nicht, du träumst nicht.« Kaum hatte der Chinese den Satz gesprochen, als das nächste Monster zusammenbrach.

Danach ging es Schlag auf Schlag. Ohne daß die beiden Männer nur einen Finger zu krümmen brauchten, starben auch die letzten beiden.

»Und jetzt?« fragte Bill leise. »Haben wir alles geschafft? Hast du das Skelett geschafft?«

»Nein.«

Der Reporter ging einen Schritt zurück. »Verdammt, wo kann es dann stecken?«

»Es ist gesprungen.« Suko deutete zum Klippenrand hin. »Darüber hinweg, ohne Fallschirm.«

»Willst du die Knochen im Wasser auflesen?«

»Möglich.«

»Es fehlt allerdings John Sinclair«, sagte Bill. Er deutete auf die Baracken, von denen einige im hellen Schein der Lichtstreifen lagen.

»Die werden wir durchsuchen.«
»Vielleicht finden wir auch van Akkeren«, sagte Suko und ging.
Aber nicht zu den Baracken hinüber, sondern zu der gefesselten Frau, die rücklings auf der schrägen Steinplatte lag.
Es war so, wie Suko und Bill es sich gedacht hatten. Das Skelett hatte der Frau keine Chance gelassen.
Suko ballte die Hände. Wenn er daran dachte, daß ihm der Knöcherne entwischt war, machte er sich im nachhinein noch die schlimmsten Vorwürfe.
Bill war neben ihn getreten. Auch er starrte die Tote an. »Ich finde einfach keine Worte«, sagte er mit kratziger Stimme. »Verdammt, das ist zu stark. Wie kann man…?«
»Das kannst du ja kaum einen Menschen fragen, Bill, geschweige denn einen – Dämon.«
»Stimmt auch wieder.«
Suko bückte sich. Er sah die hufeisenförmigen Haken im Stein, die die Gelenke der Frau umschlossen. Zuerst löste er die Eisen an den Händen, anschließend kamen die Knöchel an die Reihe.
Damit die Tote nicht von der Platte rutschen konnte, hielt Suko sie fest. »Wir werden sie mitnehmen.«
»Dafür bin ich auch!« klang eine dritte Stimme auf.
Bill Conolly drehte sich um und starrte den Mann aus großen Augen an. »John!« ächzte er…

***

Ich nickte dem Reporter zu, sah dessen erleichtertes Gesicht und hob die Hand, um Suko zu begrüßen.
Er kam mir entgegen, nachdem er die Leiche vor die Steinplatte gelegt hatte.
»Alles okay?« fragte er mich.
»Wieso nicht?«
Er lächelte breit. »Nachdem ich dich fast einmal begraben hätte, betrachte ich dich aus einem anderen Blickwinkel.«
»Keine Sorge, ich bin der echte.« Dann schritt ich an meinen Freunden vorbei und blieb vor der Toten stehen.
Die anderen ließen mir Zeit. Sie mußten es meinem Gesicht angesehen haben, daß mir die Person nicht fremd war.
»Du kennst sie?« fragte Bill.
»Ja«, erwiderte ich rauh. »Sie heißt Janine Duc und wollte van Akkeren vernichten. Sie war unterwegs zu dieser verdammten Insel, und sie hat mir das Leben gerettet.«
»Wie?«
»Das ist eine etwas längere Geschichte.«
»Erzähle sie trotzdem«, bat Bill.

Ich tat den beiden Freunden den Gefallen. Als ich von der Zerstörung der Bilder berichtete, horchte der Reporter auf. »Verdammt, jetzt weiß ich auch endlich, weshalb diese fünf Monster zusammengefallen und vernichtet worden sind. Zwischen den Bildern und ihnen gab es eine enge Verbindung«.

»So hat es mir van Akkeren berichtet.«

Conolly lachte hart auf. »Dabei hatte er sich hier so ein richtiges Nest bauen wollen. Nun ja, das ist vorbei. Seine TV-Sendungen und Video-Aufzeichnungen kann er jetzt auf dem Mond machen.«

»Ich glaube nicht, daß er sich dorthin zurückgezogen hat«, widersprach ich meinem Freund.

»Das ist klar. Aber wo kann er stecken?«

Keiner von uns wußte darauf eine Antwort. Wir kannten van Akkeren. Der hatte es immer wieder verstanden, im letzten Moment einen Dreh zu finden. Um aber sicherzugehen, wollten wir das Plateau hier absuchen und vor allen Dingen in den Baracken nachsehen.

Ich will es vorwegnehmen. Wir hatten keinen Erfolg. Van Akkeren schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Zuletzt durchsuchten wir das Studio mit seinen zahlreichen Räumen. Auch hier fanden wir ihn nicht. An der Bilderwand klebten die schwarzen Reste der zerstörten Monster.

»Haben wir hier noch etwas zu suchen?« fragte Suko.

»Eigentlich nicht. Unten liegt das Boot. Wir können verschwinden.«

»Und ohne van Akkeren!« fügte ich wütend hinzu. Wieder einmal ärgerte ich mich darüber.

Suko schlug mir tröstend auf die Schulter. »Mach dir nichts draus, Alter, wir erwischen ihn schon noch.«

»Das hoffe ich.«

Die Leiche trugen wir gemeinsam fort. Keiner von uns brachte es fertig, sie auf der Insel zu lassen. Wir waren es Janine Duc einfach schuldig, ihr eine entsprechende Beerdigung zu geben.

Beim Abstieg über die Treppen der Felswand hatte sich Suko die Leiche über die Schulter gelegt.

Ohne Zwischenfälle erreichten wir nach einiger Zeit glatt und sicher den Fuß der Steilküste. Die Wellen rollten in den kleinen Hafen und bewegten auch das Boot, mit dem Suko und Bill gekommen waren. Suko brachte die Leiche der Frau sofort an Bord, während Bill dastand wie angewachsen.

»Was hast du?« fragte ich ihn.

»Da fehlt der zweite Kahn, John. So ein schwarz angestrichenes schnittiges Boot, ziemlich groß. Ich kann mir vorstellen, daß es van Akkeren gehört und er damit das Weite gesucht hat.«

Suko hatte Bills Bemerkung gehört und stimmte ihm hundertprozentig zu.

»Und dein Skelett ist auch nicht da«, sagte ich.
»Willst du nach den Knochen suchen?«
»Wäre nicht das Schlechteste.«
Wir rekonstruierten noch einmal den ungefähren Weg, den das Skelett genommen hatte, aber es war verdammt schwer. Von der Aufprallwucht mußten die Knochen in alle Richtungen verstreut worden sein. Wahrscheinlich war das meiste Zeug ins Wasser gefallen und von der Strömung mitgerissen worden. Bestimmt lagen die Reste auf dem Meeresgrund.
Da war nichts mehr zu machen.
»Kann es auch überlebt haben?« fragte Bill plötzlich und schaltete seine Suchlampe aus.
»Nach den Gesetzen der Physik wohl nicht«, sagte ich.
»Die aber zumeist durch Magie auf den Kopf gestellt werden«, bemerkte Suko.
Da konnten wir nicht widersprechen.
»Van Akkeren und ein bewaffnetes Skelett. Ein Duo, das mir gar nicht gefällt«, resümierte ich.
»Jetzt mal nur nicht den Teufel an die Wand und laß uns zurückfahren«, schlug der Reporter vor. »Ich mag nämlich keine Inseln, auf denen es nur Steine gibt.«
»Magst du denn Monster?« fragte Suko.
»Ha, ha.« Bill lachte zweimal kurz und enterte als erster das Boot.
Ich folgte ihm und schaute dabei nachdenklich auf Sukos Rücken.
Der schien meinen Zustand bemerkt zu haben. Beim Umdrehen fragte er: »Hast du was, John?«
»Ja. Ich werde das Gefühl nicht los, daß dieser verdammte Fall noch nicht sein Ende gefunden hat. Van Akkeren gibt nicht so einfach auf.«
»Wir werden sehen«, erwiderte Suko.

***

Weit im Osten zeigte sich bereits ein erster, dünner grauer Streifen am Himmel, als wir die gefährlichen Klippen und Brandungswellen glücklich hinter uns gelassen hatten.
Die Nacht neigte sich dem Ende entgegen. Morgendämmerung kündigte sich an.
Wir waren ziemlich geschlaucht. Suko ging es noch am besten. Er hatte auch die Führung des Bootes übernommen. Bill und ich hockten am Heck auf der schmalen Bank und hielten die Gesichter in den Wind. Manchmal klatschte Spritzwasser gegen unsere Haut, wenn kurze, aber kräftige Wellen gegen die Bootswand schlugen.
Zuerst hatten wir mit Hilfe des Nachtglases nach van Akkerens Boot Ausschau gehalten, es aber nicht entdeckt. Wir schienen mutterseelenallein auf der weiten, dunklen Wasserfläche zu sein.

Der Kurs lag fest.

In einer direkten Linie näherten wir uns der Insel Portland Bill.

Der Reporter und ich ließen den Fall noch einmal Revue passieren und kamen auch auf die Video-Kassetten zu sprechen.

»Eines muß man van Akkeren ja lassen, John, er geht mit der Zeit. Vor einigen Monaten noch hat er Filme gedreht. Jetzt verlegt er sich auf das Kassetten-Geschäft.«

»Ja, es wird leider immer Menschen geben, die sich davon faszinieren lassen.«

»Und vom Ruf der Templer.«

»Aber von der anderen Seite.«

Bill nickte. »John, du müßtest mehr mit Abbé Bloch zusammenarbeiten. Er gehört doch auch zu van Akkerens Feinden und wünscht ihm die Pest an den Hals.«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise hätte ich das gekonnt. Dann wäre ich wohl nicht mehr in London. Bloch und seine Freunde kümmern sich nur um Dinge, die mit den Templern oder dem Dunklen Gral zu tun haben. Aber wir haben noch andere Dinge am Hals.«

»Das stimmt leider.«

»Also werden wir so weitermachen wie zuvor. Es bleibt einfach keine andere Möglichkeit.«

Mein Freund zeigte sich einverstanden. Unser Gespräch schlief auch sehr bald ein. Ich merkte ebenfalls die Müdigkeit, die in meine Glieder kroch.

Einschlafen wollte und durfte ich nicht. Aus diesem Grunde hielt ich mich gewaltsam wach, blickte hin und wieder über das Wasser und suchte nach dem Schatten oder Umriß eines Bootes.

Nur ist es leider sehr schwer, ein dunkles Boot auf ebenfalls dunkler Wasserfläche zu finden. Mein intensives Suchen blieb deshalb auch erfolglos.

Aber etwas gab mir Hoffnung. Es waren die fernen Lichter, die durch die graue Finsternis schimmerten. Noch sahen wir das Land nicht, aber wo die Lichter leuchteten, mußte sich Portland Bill, unser Ziel, befinden.

Auch Bill hatte sie gesehen. Er stand sogar auf und reckte sich.

»Wenn es eben möglich ist, werde ich noch eine Mütze voll Schlaf nehmen. Da kann mir dieser van Akkeren gestohlen bleiben.«

Auch ich wollte mich erheben, blieb aber sitzen, weil unser Boot an der Steuerbordseite plötzlich einen heftigen Schlag erhalten hatte.

Bill geriet ins Taumeln und hatte Glück, daß er zurück auf die Bank fiel.

»Was war das?« fragte er.

»Keine Ahnung. Das hörte sich an, als hätten wir etwas berührt, das im Wasser treibt.« Ich beugte mich zurück, um es eventuell entdecken

zu können.

Genau in dem Augenblick erwischte es uns. Die Gefahr kam nicht von den Seiten, nein, sie hatte unter dem Boot gelauert und wurde urplötzlich sichtbar.

Eine mörderische Kraft wirkte auf den Bootsrumpf ein. Planken wurden aus ihrem Verbund gerissen und wuchtig in die Höhe geschleudert. Unwillkürlich duckten Bill und ich uns zusammen.

Aus dem Loch im Bootsboden drang wie ein gekrümmter, tödlicher und glänzender Schnabel das Halbrund einer gefährlichen Killersense hervor. Wir wußten Bescheid.

Van Akkerens Tarot-Skelett hatte uns eingeholt!

***

Daß unser Boot sinken würde, daran gab es nichts zu rütteln. Wir konnten natürlich schwimmen, nur war das Skelett mit seiner mörderischen Waffe gefährlicher als ein Rudel Haie.

Diese Gedanken stellte ich zurück, denn ich mußte das Beste aus der Lage machen.

Natürlich hatte auch Suko bemerkt, was geschehen war. Zudem strömte bereits das Wasser schäumend und gurgelnd in unser Boot, wobei von seinem Druck noch weitere Plankenstücke aus ihrer Verankerung gerissen wurden.

Während Suko den Motor abstellte, sprang ich hoch. Im selben Moment zog sich die Sense zurück. Sie und das Skelett befanden sich jetzt irgendwo unter der dunklen Wasserfläche, und der Tod brauchte nur zu lauern, bis der Kahn absoff.

Das tat er nicht.

Zum Glück hatte Suko den Steuerstand verlassen, denn wo er gestanden hatte, schlug der Tod abermals zu. Diesmal riß der Sensenstahl den Bootskörper an der Backbordseite auf, so daß durch das große Loch ein mehr als armdicker Wasserstrahl schoß.

»Du hättest es nicht fliegen lassen sollen!« schrie ich meinem Freund entgegen, der unwirsch abwinkte, sich umsah und ebenso wie wir bereits bis über die Knöchel im Wasser stand.

»Wir müssen springen!« rief Bill. Er klammerte sich an der Reling fest. »Der Kahn säuft bei der eindringenden Wassermenge innerhalb von zwei Minuten ab. Wenn wir nicht aufpassen, zieht uns der Strudel dann noch in die Tiefe.«

Bill hatte recht. Er sprang auch als erster, ich folgte ihm, und Suko glitt als letzter von uns mit einem flachen Hechtsprung über Bord.

Wieder einmal war ich im Meer gelandet. Es war ja nicht das erstemal. Van Akkeren schien sowieso eine besondere Beziehung zu Meeren oder Ozeanen zu haben. Vor einigen Monaten war er mit seiner Yacht durch das Mittelmeer gekreuzt. Da hatten wir ihm jedoch

einen Strich durch die Rechnung machen können.

Vor dem Sprung hatte ich noch tief einatmen können. Auch unter Wasser hielt ich die Augen offen. Sehr viel würde ich zwar nicht erkennen, aber Schatten waren bestimmt zu sehen. Zudem konnte man das Skelett nicht eben als klein bezeichnen.

Von meinen Freunden sah ich nichts. Ich spürte die Gänsehaut auf dem Rücken, und das lag nicht allein am kalten Wasser. Das Wissen, von einem Skelett mit einer mörderischen Waffe bedroht zu werden, trug ebenfalls dazu bei.

Da sich die Kleidung vollgesaugt hatte und dementsprechend schwer geworden war, konnte ich mich nicht so flink bewegen, wie ich es gern gehabt hätte. Die Schwimmbewegungen kosteten zusätzlich Kraft.

Ich hatte mich von unserem Boot wegbewegt und hoffte, daß es weit genug war, um mich nicht beim Sinken mitzureißen.

Als ich auftauchte, trug mich eine lange Welle in die Höhe, so daß ich zunächst einmal durchatmen konnte. Ich schaute mich gleichzeitig um.

Nicht weit entfernt sah ich einen zweiten Kopf auf der Wasserfläche. Es war Bill, der mich ebenfalls entdeckt hatte und die rechte Hand zum Gruß erhob.

Aber von Suko sah ich nichts.

Und auch nicht die Umrisse des Schiffes, das van Akkeren gehörte. Der Kahn lag sicherlich in der Nähe, aber im Grau der Dämmerung verwischten Himmel und Meer.

Wo war Suko?

Wassertretend drehte ich mich auf der Stelle und hielt nach ihm Ausschau. Er war nicht da.

Ein heißer Schreck durchzuckte mich. Sollte Suko von der Klinge erwischt worden sein?

Alles, nur das nicht.

An meiner rechten Hüfte spürte ich die Bewegung, erschrak heftig und atmete auf, als dicht neben mir ein Kopf aus dem Wasser stieß und ich Suko erkannte.

»Da wären wir ja wieder!« keuchte er und zog die Nase hoch.

»Bill schwimmt dort hinten.«

»Gut.«

Im nächsten Moment fühlte ich mich wie auf einer Rutschbahn, als ich in ein Wellental glitt und dabei auf Bill zugetragen wurde, der sich schon schwimmend auf einem Wellenkamm befand.

Und hinter uns sank das Boot. Wir konnten es nicht sehen, vernahmen nur die schmatzenden, saugenden und gurgelnden Geräusche. Auch die Ausläufer des Strudels erreichten uns, ohne uns jedoch auf irgendeine Art und Weise schaden zu können.

Es gefiel mir nicht, daß wir von unserem Freund Bill so weit getrennt waren. Mit einer Kopfbewegung machte ich Suko klar, wohin ich schwimmen wollte.

Noch immer spürten wir den Sog, aber wir kämpften gegen ihn an und kamen auch voran.

Die nächste Welle trug uns hoch. Wir sahen Bills Gesicht als hellen Fleck auf den Wellen schwimmen. Er schwamm gegen die Strömung und wurde nicht mehr so weit abgetrieben.

Mit kraftvollen Kraulstößen erreichte ich ihn schließlich. »Hast du das Skelett gesehen?«

»Nein, John.«

Suko tauchte ebenfalls neben uns auf. Eine Welle trennte uns plötzlich, und wir wurden in verschiedene Richtungen abgetrieben.

Bill dabei wieder am weitesten von uns weg.

Ich ließ ihn nicht aus den Augen und konnte deshalb erkennen, was hinter ihm geschah.

Dort blitzte plötzlich etwas auf. Es erinnerte im ersten Moment an die Flosse eines Hais, die durch das Wasser schneidet. Aber Haie gab es es hier nicht.

Dafür aber das noch gefährlichere Blatt einer Sense!

Und Bill war ahnungslos…

***

Ich brüllte so laut wie selten zuvor in meinem Leben. Dabei schnellte ich aus dem Wasser, winkte mit beiden Händen, während Suko bereits auf Bill Conolly zuschwamm.

»Hinter diiirr…!«

Vielleicht hatte mich der Reporter gehört. Zumindest hoffte ich, daß er meinen Bewegungen entnehmen konnte, in welch einer Gefahr er so plötzlich schwebte.

Er drehte den Kopf, die Sense war verflucht nah, und plötzlich schnellte der Reporter wie ein Delphin aus dem Wasser. In einem Halbbogen tauchte er wieder ein und war verschwunden.

Die Sense aber blieb.

Nun änderte das Skelett seine Richtung. Es bewegte sich in einem Bogen, damit es mich aufs Korn nehmen konnte.

Bisher hatte ich noch keine meiner Waffen hervorgenommen. Das änderte ich nun und hängte mir das Kreuz offen vor den Hals.

Vielleicht konnte ich damit etwas erreichen.

Plötzlich war die Sense verschwunden.

Bisher hatte sie als Hinweis gedient. Da sie sich unter Wasser befand, mußten wir mit einem heimtückischen Angriff des Monsters rechnen.

Auch ich tauchte.

Meine Augen hielt ich dabei weit offen. Zuvor hatte ich die Lungen

mit Luft gefüllt. Wenn ich mich dem Monster stellen mußte, dann auch unter Wasser.

Noch sah ich es nicht. Ich hatte den Eindruck, durch eine grünschwarze Glaswand zu schwimmen, die sich in einer ständigen, schaukelnden Bewegung befand.

Ich tauchte tiefer, stieß schräg dem Grund entgegen und sah unter mir die Bewegung.

Der Tod schoß aus der Tiefe hoch!

Für die Länge weniger Sekunden sah ich die Szene überdeutlich vor mir. Das Skelett bewegte dabei nur seine Knochenbeine. Die Arme hielt es ausgestreckt, die Hände umklammerten den Griff der Sense, und es sah aus, als wollte ein Turner die Reckstange festhalten.

Wenn das Skelett zuschlug, würde mich die Sense an der linken Seite erwischen.

Ich ließ es kommen.

Verdammt, aber ich brauchte Luft. Das Nervenspiel durfte nicht mehr allzu lange dauern.

Dann war es da.

Schon bewegte sich die Sense. Sie raste tatsächlich von der linken Seite her auf mich zu.

Aber den Kräften des Wassers müssen auch Dämonen ihren Tribut zollen. Längst konnte der Knöchere seine fleischlosen Arme nicht so schnell bewegen wie außerhalb des Wassers. Ich dagegen war im Wasser flinker. Obwohl ich eigentlich hätte Luft holen müssen, glitt ich noch tiefer und damit unter der Klinge weg, die über meinem Kopf das Wasser durchschnitt und mir nicht mehr gefährlich werden konnte.

Ich drehte mich, paddelte dabei hektisch nach links, um an das Skelett heranzukommen, doch als ich mein Kreuz gegen die Knochen stoßen wollte, zog es wieder die Beine an, und mein Arm glitt unter dem Knochenfuß vorbei.

Das Skelett blieb unter Wasser, ich aber mußte an die Oberfläche.

So rasch wie möglich schwamm ich hoch. Mein Kopf hüpfte aus dem Wasser, ich riß den Mund auf, die Welle spülte förmlich zwischen meine Zähne, ich schluckte Wasser, hustete, spie und wurde im nächsten Augenblick in ein Wellental gedrückt, ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte. Dabei hatte ich das Gefühl, mich auf einer Rutsche zu befinden. Ich paddelte zwar wie ein Frosch, aber stoppen ließ sich die Fahrt nicht.

Genau dort, wo das lange Wellental seinen tiefsten Punkt erreicht hatte, tauchte urplötzlich das Skelett auf.

Und mit ihm die Sense!

In den folgenden Momenten schoß Todesangst in mir hoch. Es gab für mich keine Chance, auszuweichen. Die Wellenbewegung trieb

mich quasi in den Sensenschlag hinein.

In einer verzweifelten Bewegung hob ich die Arme. In der rechten Hand hielt ich die Kette fest, an der das Kreuz baumelte. Ich würde nicht an das verdammte Skelett herankommen. Der Mähschlag mit der Sense würde mir vorher den Kopf vom Rumpf trennen.

Da versank der Tod!

Er hatte schon ausgeholt und wollte schlagen, als ihn etwas in die Tiefe zog.

Über den Grund dachte ich nicht nach. Ich hatte auch nicht die nötige Zeit, denn es war mir gelungen, mich nach rechts zu werfen und aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu gelangen.

Als ich ebenfalls tauchen wollte, erschien das Skelett wieder. Aber nicht allein, auch Bill Conolly befand sich bei ihm. Er hatte sich an dem Knochenkörper festgeklammert, wahrscheinlich hatte er das Monster in die Tiefe gezogen.

Sein verzerrtes Gesicht befand sich mit dem Knochenschädel des Tods in einer Höhe, doch Bills Bemühen mußte einfach vergeblich sein. Gegen so mächtige Kräfte hatte er nicht den Hauch einer Chance.

Und ich wurde weggetrieben.

Die Wellen spielten mit uns Katz und Maus, während Bill verzweifelt kämpfte, von der Gestalt jedoch nach hinten und damit unter die Wasserfläche gedrückt wurde. Sein Gesicht verschwand zuerst vor meinen Augen. Jetzt brauchte das Skelett nur eine Knochenklaue, um Bill zu erwürgen.

Ich warf mich vor. Diesmal spielte ich Delphin, wollte hin, trotz der Gegenströmung, aber es gab jemand, der schneller war als ich.

Woher unser Freund Suko plötzlich auftauchte, hatte ich nicht sehen können. Jedenfalls war er auf einmal nur eine Armlänge von dem lebenden Knochenkörper entfernt und hatte seine Dämonenpeitsche schon ausgefahren.

Damit drosch er zu.

Es war sicherlich Einbildung, aber ich glaubte, sogar das Klatschen zu hören, als Schädel, Schulter und Rücken erwischt wurden.

Das nächste Bild war zum Glück keine Einbildung. Die Kraft der Dämonenpeitsche riß das mordende Skelett auseinander. Der Schädel wurde in mehrere Stücke gespalten, die explosionsartig in die verschiedenen Richtungen flogen.

In der oberen Hälfte der Wirbelsäule brach der Körper plötzlich auseinander. Gleichzeitig teilte sich eine Schulter in zwei Hälften, und vor unseren Augen sanken die Stücke mitsamt der mörderischen Sense in die Tiefe.

Auch Suko tauchte, doch er war sehr schnell wieder oben. Zusammen mit Bill Conolly, den er über Wasser hielt, denn den guten Bill hätten die Knochenfinger fast noch erwürgt.

Endlich war auch ich bei ihnen.
Suko grinste wieder. »Das war echt klasse, wie?«
»Ja, klassiger geht's nicht mehr.«
»Und nun, Freunde«, keuchte Bill, »machen wir alle noch einmal unseren Fahrtenschwimmer…«

***

Es wurde eine Tortur.
Supermänner sind wir alle drei nicht, aber irgendwo gibt es wohl bei jedem Menschen den Punkt, wo er sich noch einmal zusammenreißt und auch versucht, den anderen Mut zu machen.
Wir spornten uns gegenseitig an, rafften uns auf, schwammen und schwammen…
Die Küste schien nicht näher zu kommen. Längst sah ich die Lichter nicht mehr, weil die Wellen mich meist überspülten und ich unter ihnen hertrieb, aber es gab auch bessere Augenblicke, wo uns die Dünung weitertrieb und wir uns etwas ausruhen konnten. Die Gefahr, dabei in eine gewisse Lethargie zu fallen, war natürlich sehr groß, und auch die Unterkühlung merkten wir.
Irgendwann sackte ich einfach ab, kam aber wieder hoch und schwamm weiter.
Bill mußten wir auch einmal an die Oberfläche ziehen. Selbst Suko, der die meisten Kräfte von uns besaß, war fast am Ende.
Aber Wunder gibt es immer wieder, und irgendwann – das Zeitgefühl war uns verlorengegangen – erreichten wir den Strand.
Wie wir es geschafft hatten, auf den Sand zu kriechen, wußten wir selbst nicht. Jedenfalls lagen wir da, und über uns am wolkenlosen Himmel strahlte plötzlich der Glutball einer Sommersonne.
Sie dampfte die Kälte aus unseren Körpern und trocknete auch die Kleidung.
Als wir dann endlich auf den Füßen standen, uns gegenseitig stützten und angrinsten, wußten wir, daß das Leben uns wieder hatte.
Aber in der Ferne, dort wo Wasser und Himmel zusammenwuchsen, sahen wir den Umriß eines dunklen Schiffes.
Das mußte van Akkerens Boot sein. Minuten später war es verschwunden. Leider nicht für immer, das wußte jeder von uns…

ENDE